

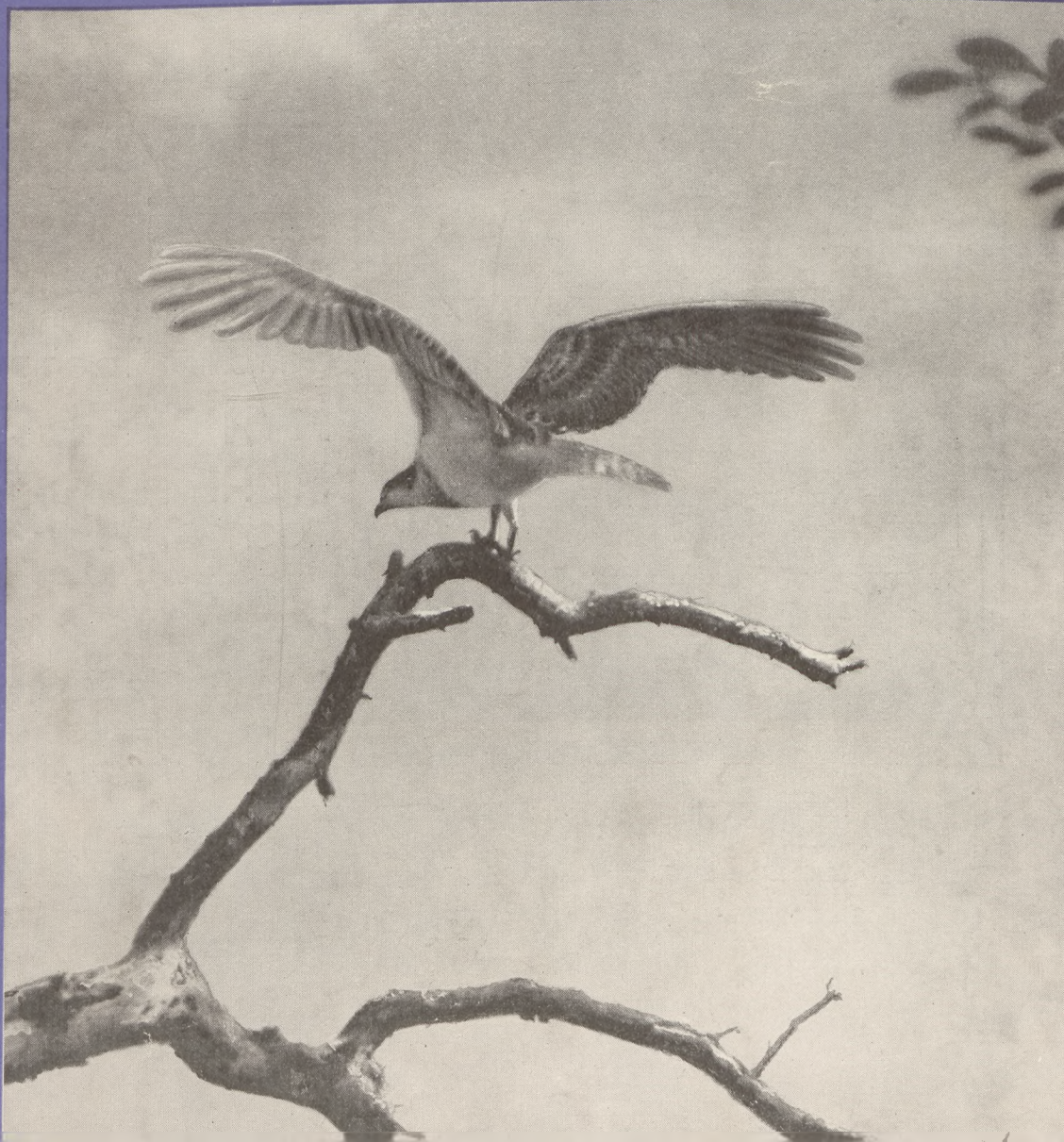
15/18

Das Bollwerk

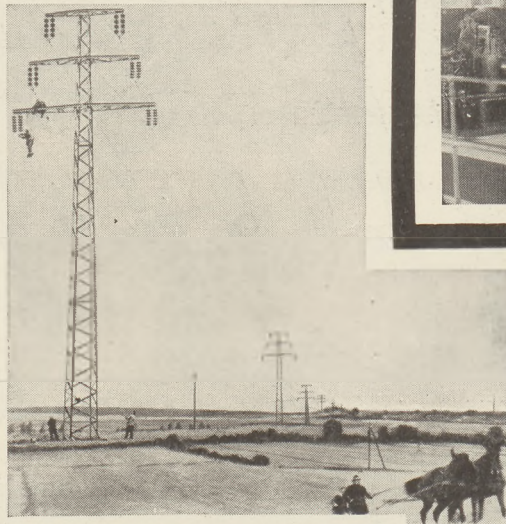
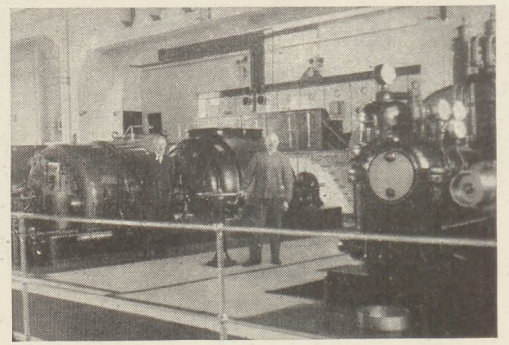
Die NS Monatszeitschrift Pommerns

INHALT:

- Ergebnisse des Sommerwettbewerbs
- * Der Grenzlandraum im Provinzial-Museum
- * Oeltze von Lobenthal: Was Friedrich d. Gr. für Pommern tat
- * Wolfgang Kraus: Gryps - vor 25 Jahren
- * Odo Ritter: Handwerk wird gestaltende Kunst
- * Otto Holtze: Neuerwerbungen im Stettiner Museum
- * Blick in den Osten Romanfortsetzung Erzählungen Buchbesprechungen Rätsel u. v. a. m.
- *



STETTIN
SEPTEMBER 1934



**OHNE
STREICHHÖLZER
OHNE KOHLE!**

OHNE ABGASE, RUSS u. ASCHE
können Sie in Ihrer Küche mit
dem billigen, elektrischen

**HEIZSTROM
MÜHELOS UND SAUBER**
kochen, backen, braten!

Wenden Sie sich daher an
Ihren zugelassenen Installateur
oder an die Hauptverwaltung der

ÜBERLANDZENTRALE

POMMERN • STETTIN

FERNRUF 35431

STOLP	TEL: 2137
BELGARD	TEL: 60
MASSOW	TEL: 381
STRALSUND	TEL: 22 51

Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

5. Jahrgang

Stettin, September 1934

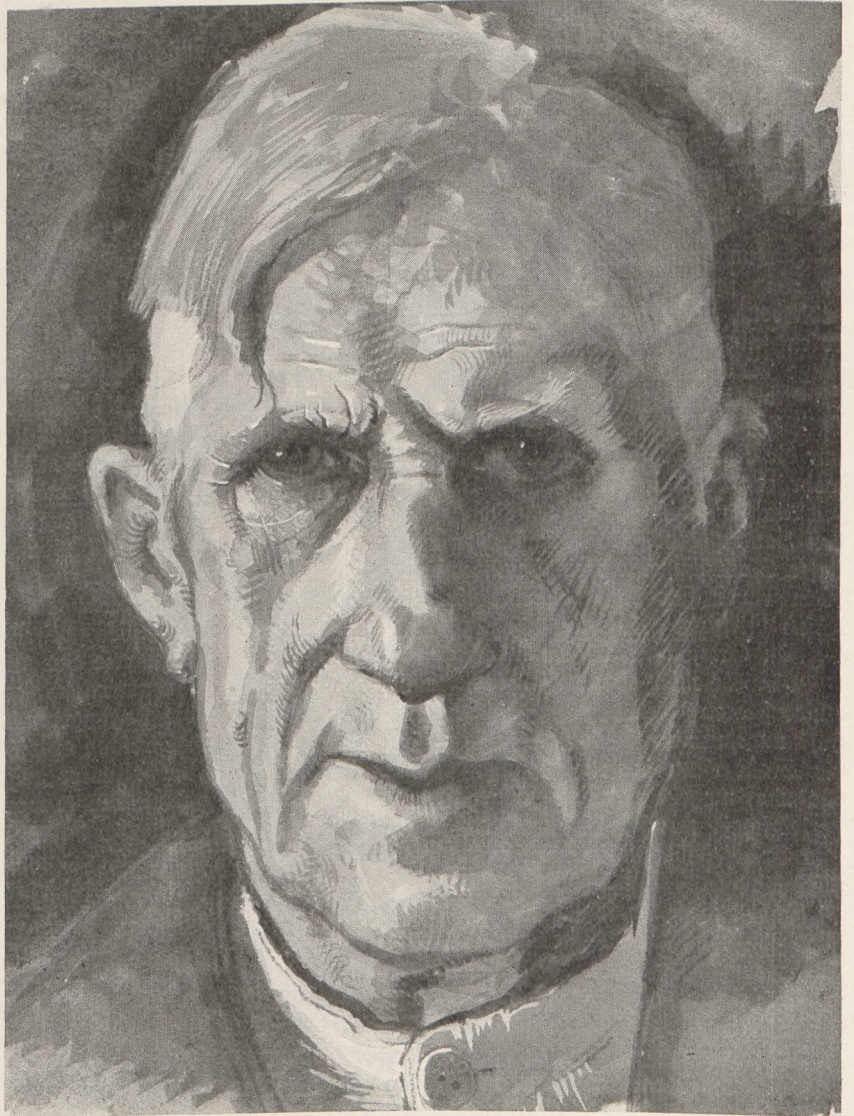
Heft 8

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 282 95-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

Das Ergebnis unseres Sommer- Preisausschreibens

Eine Fülle herrlicher Photos und guter Zeichnungen war die Ausbeute unserer Leser im Sommer 1934. Wir freuen uns, daß wir durch unser Preisausschreiben einen so guten Einblick in das künstlerische Schaffen unserer Leser mit Kamera, Bleistift und Pinsel gewonnen haben. Fast 400 Einsendungen aus allen Orten Pommerns, aber auch aus dem Reich (unsere Badegäste!), haben uns die pommersche Landschaft, die pommerschen Bauten, den Mensch in Pommern und pommersche Arbeit gezeigt.

Die Entscheidung war außerordentlich schwer, denn die technische Ausführung der meisten Photos und Zeichnungen stand auf beachtlicher Höhe. Wir konnten daher im hohen Maße von dem inneren Wert eines jeden Bildes ausgehen und freuen uns, in dieser ersten Herbstnummer schon 5 der 13 preisgekrönten Arbeiten und die Namen aller Preisträger veröffentlichen zu können.



Der erste Preis: Ostpommerscher Bauer aus dem Kreise Stolp
Aquarell von Erich Schulze-Altstamm

Das Titelbild ist der dritte Preis unseres Sommerwettbewerbs. Es stammt von einem unserer Badegäste an der pommerschen Küste
H. Voßhas, Berlin, J. J. Perow, Darß

Den 1. Preis von RM 30,— gewann der junge Maler Erich Schulze - Altdamm mit seinem hervorragenden kashubischen Bauernkopf, den wir leider in seinen schönen Farben nicht abdrucken können. Zu unserem Bedauern können wir ihn auch unseren Lesern in Stettin nicht mehr zeigen, da er bereits angekauft wurde. Erich Schulze ist unseren Lesern schon durch seine Porträts und Ausführungen „Ich male Menschen“ aus dem 7. Heft, vom August 1934, bekannt.

Den 2. Preis von RM 20,— konnten wir Herbert Schulz, Stettin, zuerkennen, der „Großmütterchens Kirchgang“ in einem Photo von seltener Beseelung zeigt. Man sehe nur die gütigen Augen und die Runzeln auf dem verwitterten, aber doch altersfrohen Gesicht. Kopftuch, die Bibel oder das Gesangbuch, der Stock weit vorausstehend — ein herrliches, beinahe andächtiges Bild, wie es nur selten getroffen wird.

Den 3. Preis von RM 10,— erteilten wir dem Berliner A. Borthas, der sich wohl als Badegast in Prerow auf dem Darß aufhielt. Ihm gelang ein ganz besonders glücklicher Schnappschuß. Ein Fischadler auf einem hohen, freischwebenden Ast, der seine Schwinge zum Abflug lüftet. Sommerluft, fast spielerische

Leichtigkeit umschwebt dieses Bild, das wir als Nachklang unseres schönen Sommers 1934 unseren Lesern als Titelbild zeigen.

*

Viele andere Bilder waren so gut, daß wir ihnen gern die zehn weiteren Preise in Form eines ganzjährigen Abonnements des „Bollwerks“ zuerkannten. Erika Kruse, Leba, mit dem Photo „Pommerscher Fischerjunge“, E. Kliefert, Stralsund, mit dem Holzschnitt „Fischerhütten an der Küste“, Thea Richter, Stepen, mit dem Photo „Weidende Schafe“. (Diese drei Bilder veröffentlichen wir bereits in unserem Septemberheft). Weitere Preise erhielten für Photos: Friedrich Groth, Stettin, „Winkel im Dorf“, Bruno Heiser, Demmin, „St. Bartholomäikirche“, Frau H. Jaitz, Köslin, „Enkelchen“, Eva Schulze - Raumburg, Berlin, „Feierabend im Ramp“, V. Tiegs, Stettin, „Flöße auf der Oder“, Hubert Vollbrecht, Lauenburg, „Bauernkopf“ und Paul Lange für die Zeichnung „Am Volzer See“.

Hunderte guter Photos und Dutzende guter Zeichnungen bleiben übrig, die wir leider nicht mit Preisen bedenken konnten. Das nächste Mal! ovl.

WOLFGANG KRAUS:

Gryps - vor 25 Jahren

Fünfundzwanzig Jahre — — —! Du altes Gryps, du ewig junges, wie bist du frisch und ohne Runzeln geblieben! Noch leuchtet die dicke Marie im brennend roten Abendsonnenschein wie damals, noch strebt der lange Nicolaus über das engverflochtene Dächergewirr, die Nachtigallen schluchzen auf dem Wall, die kleinen Mädchen schauen nach den Studenten, alles wie einst — nur die Raßenköpfe in den Straßen schwinden mehr und mehr vor dem Asphalt.

Als ich nach Greifswald ging, ahnte ich noch nicht den Zauber, dem jeder verfällt, den einmal diese rätselhafte Stadt länger als ein Semester beherbergt hat. Ein regengrauer Herbsttag verhüllte die Konturen, und der Wind pfliff um die Ecke.

„In Greifswald, da weht der Wind so kalt.“

Die Weisheit aus der Charakteristik der deutschen Universitäten schien recht zu behalten. Es war schauderhaft ungemütlich. Und man sah auf dem Wege durch die Stadt einen jungen Spiefuchs, der am liebsten zum Bahnhof umgekehrt wäre. Aber dann kam die Lebensgemeinschaft mit den Grünmützen, und dann kam das alte Gryps selber, kam und ließ sich gewinnen. Und das hielt fest.

Das Gryps der letzten zehn Jahre vor dem Kriege stand noch im Ruf — oder besser: Verruf —, eine Schnapsuniversität zu sein. Doch zu seiner Ehrenrettung muß ich sagen, daß das übertrieben war. Gewiß erfreute sich ein „groter Kurn“ der Beliebtheit, die ihm an kalten Tagen angemessen war — nur blieb er den älteren Semestern vorbehalten, und auch von diesen wurde er nur selten in Wassergläsern getrunken, wie die Sage ging. Die jungen Aktiven blieben beim Stralunder Bier.

Ja, die älteren Semester — das war in Gryps eine Sache für sich. Es wäre ungerecht, wenn man sagen wollte, daß die Grypsler Luft zum Bummeln verführte. Die Zahl der tüchtigen Menschen, die aus den Hörsälen der Universität ins Leben gegangen sind und etwas geleistet haben, ist groß. Nur gab es einige Kreise, aus denen man nicht herauskam, ohne zu verbummeln, wenn man einmal in sie geraten war.

Von Sagen umspinnen war die „Schiefe Fresse“, die nicht zum Verbummeln führte, sondern schon damit anfang. Es hieß, daß unter 20 Semester niemand für würdig befunden wurde, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden. Es waren wohl meist Leute, die sich, gestützt auf die zweifelhaften Ansprüche ihrer Bemoostheit, irgendwie eine Bedeutung zumesse wollten. Das gelang ihnen vielleicht auf Mensur, wenn sie die krassen Füchse, die sie angerempelt hatten, mit ihrer überlegenen, Semesterlang erprobten Fechtkunst abstachen. Oder es fand ihr mitunter origineller Trall verständnisvolles Lachen. Sonst konnte man ihr Tun nicht gerade segensreich nennen. Ich habe es noch erlebt, wie zwei von ihnen durch junge Segenpaukanten, denen sie so viel nicht zutrauten, auf Säbel derart verhauen wurden, daß ihnen die Luft zum Ramschen verging. Es waren die letzten Zuckungen der „Schiefen Fresse“. Dann hörte man nichts mehr von ihr.

Ein Streich sei hier vermeldet. Die „Schiefe Fresse“ hatte ihr soundsovieltes Stiftungsfest. Das mußte natürlich gebührend gefeiert werden. Man plante ein Festessen im benachbarten Eldena und suchte hierfür Wild. Diesem Vorhaben stand die Schonzeit im Wege. Man entschied sich schließlich für eine Hammelkeule als Ersatz. Um wenigstens einen Teil des Programms zu verwirk-

lichen, beschloß man, sie wild zu machen. Die Hammelkeule wurde an einen Strick gebunden, und dann ging es hinaus nach Eldena. Die feiernden Männer voran, die Hammelkeule immer hinterher, über Stock und Stein, durch Dreck und Staub. Unterwegs wurde die Hammelkeule beschimpft und mißhandelt, mit Fußtritten und Stockschlägen bedacht. Dann, als man annehmen konnte, sie müßte durch das viele Unrecht, das man ihr zufügte, wild genug geworden sein, wurde ein des Weges kommender Jägersmann gebeten, ihr den Gnadenschrotschuß zu geben. In Eldena wurde sie wohl zubereitet und verpeist.

Die eigentlichen alten Grypsler Anekdoten und Geschichten stammten aus einer vor der meinen liegenden Zeit. So die vom Gewitterklub, dessen Mitglieder sich beim Nahen eines Gewitters auf das erste Donnergerollen hin — ganz gleichgültig zu welcher Zeit — in einem bestimmten Lokal treffen mußten. Der letzte hatte die Zeche zu zahlen. Da war Eile geboten, und schon beim ersten Wetterleuchten sah man zuweilen hastende Männer durch die Straßen eilen, manche zum Erstaunen des Professors mitten im Kolleg den Hörsaal verlassen.

Der alte P. war, als ich nach Gryps kam, schon lange Professor. Er hatte selbst hier studiert und den Schläger geschwungen. Von ihm erzählt man sich die herzhafte Geschichte vom Alibi. P. war ein vergnügter Student, und es war, als er einmal in Eldena eine gebührende Menge Alkohol zu sich genommen hatte, durchaus zu verstehen, daß es ihm richtig erschien, ein schönes Lied zu singen. Zu nächstlicher Stunde schallt aber männlicher Gesang lauter als am Tage, und der Nachtwächter vertrat als Hüter des Gesetzes den Standpunkt, daß auch die braven Bürger von Eldena ein verbrieftes Recht auf die Wohltat des Schlafes hätten. P. bestritt das mit dem entschiedenen Nachdruck des Männermutes. Ein Wort gab das andere, und schließlich führte der Nachtwächter den Sänger, der das halbe Kommerzbuch auswendig zu wissen schien, in Ermangelung eines Ortsgefängnisses kraft seiner polizeilichen Amtsgewalt zum Spritzenhause, allwo er ihn nach einigen Vermahnungen auf den nächsten Morgen vertröstete, der einem amtlichen Verhör dienen sollte, und ihn einschloß. P. blieb auch in der Dunkelheit seiner Haft nicht untätig. Er untersuchte sein Verließ und fand an der Rückwand einige lose Bretter, die sich verschieben ließen. Davon machte er freudigen Herzens Gebrauch: er kroch hinaus und begab sich auf den Heimweg nach Gryps. Als ihn die vertrauten Häuser wieder umgaben und er das Klappern seiner Schritte auf dem Pflaster vernahm, fühlte er sich so froh gestimmt, daß er wieder ein schönes Lied erschallen ließ. Schon beim zweiten Verse stand ein „Polyp“, ein städtischer Polizist, vor ihm und ermahnte ihn grob, zu schweigen. „Ich kenne Ihnen, Herr P.“, drohte er, „und werde Ihnen schon ein Strafmandat besorgen!“ Das hätte er nicht sagen sollen. P. fühlte sich arg gekränkt und glaubte sich berechtigt, den Polypen mit einem kräftigen Ruck in den Kinnstein zu rollen. Als der Gegner aber dort liegen blieb, bekam es P. doch mit der Angst. Er war erkannt — Widerstand gegen die Staatsgewalt, womöglich Relegation —

was tun? Da, ein rettender Gedanke, wie ein Blitz im Gehirn aufzuckend. Auf dem kürzesten Wege und ohne Zeitverlust begab sich P. nach Eldena zurück, kroch auf dem Wege, den er genommen hatte, wieder in das Spritzenhaus hinein und schlief mit gutem Gewissen bis zum Morgen, wo er sich beim Verhör auf dem Gemeindevorstand eine mit Dienststempel versehene amtliche Bescheinigung ausstellen ließ, daß er die Nacht im Spritzenhaus von Eldena verbracht hätte. Mit diesem Dokument bewaffnet, schlug er mühelos alle Beschuldigungen, die beim Universitätsrichter gegen ihn vorgebracht waren, aus dem Felde. Der Grypsler Polizist,



der übrigens nicht viel abbekommen hatte, glaubt seit jenem Tage fest an den leidenschaftigen Gottseibeius.

Diese und ähnliche Schnurren, beim Bier oder bei der „roten Beere“ erzählt, machten die Grypsler Luft bald vertraut und ermunterten zur löblichen Racheiferung. Meist fehlte freilich den Scherzen die dramatische Pointierung wie bei der Geschichte vom Alibi.

Wir hatten damals einen Hund, einen englischen Boxer, weiß mit schwarzen Flecken, genannt Vockelchen. Vockelchen kam aus dem gemütlichen Tübingen in den rauhen Norden, fand sich hier rasch zurecht und wurde ein richtiger Studentenhund. Er hatte ausgesprochene Herrenallüren, ließ sich von niemandem etwas gefallen, war im übrigen aber ein Freund der Gerechtigkeit. Die vielen Schmissse auf seinem kurzhaarigen Schädel zeugten von männlichem Sinn. Seinem Herrn war er treu ergeben. Wenn der trank, harrte er geduldig bei ihm aus und bewachte ihn. Das war für die Gastwirte mitunter unbequem. Wurde Herrchen vom süßen Geist des Alkohols überwältigt, schlief er sanft auf seinem Stuhl ein, dann räumte Vockelchen sofort das ganze Lokal: er trieb Gäste samt Wirt auf die Straße und ließ niemanden mehr herein, bis Herrchen ausgeschlafen hatte. Und keiner wagte einen Protest, denn Vockelchen grollte dann wie ein Teufel. Zu Hause benahm sich Vockelchen etwas ungezwungener. Er brachte seinen betrunkenen

Herrn zwar pflichtgemäß nach Hause, hielt sich dann aber auch berechtigt, an der Bequemlichkeit seines Bettes teilzunehmen. Und oft konnten wir, wenn wir ihn von dem Frühshoppen weckten, die beiden Köpfe friedlich nebeneinander ruhen sehen.

Bockelchen, der dazu erzogen war, stundenlang ruhig in unserer Mitte auf dem Stuhl zu sitzen und nur „Prost!“ zu belken, wenn wir ihm zutranken, war in seinen sonstigen Lebensgewohnheiten recht selbständig. Er führte eine regelrechte Ehe mit einer Hundedame in der Nachbarschaft und war durch nichts davon abzubringen, wenn er es für angebracht hielt, sie zu besuchen. Den Kindern war er sehr zugetan und er beschützte sie nicht selten vor den Ungerechtigkeiten der Erwachsenen. Nur durften sie ihn nicht necken, das vertrug er nicht. Wenn sie seinen Namen spottend hinter ihm herriefen, fleischte er sie an, trieb sie auf irgendeine erhöhte Stelle, eine Bank, einen Pfosten oder eine Treppe, und bewachte sie dort eine Weile böse knurrend, so daß sie

nicht zu entweichen wagten — und er entließ sie erst, wenn er die Bestrafung wirksam erfüllt zu haben glaubte.

Ganz schwer hatte es Bockelchen auf verliebte Leute abgesehen. Wenn im sogenannten Wonnemond die Bänke auf dem Wall sich abends zu beleben begannen, strich er lauend durch die Gebüsch. fand er eine Bank besetzt, dann schlich er von hinten leise näher und schoß dann mit lautem Gebell plötzlich unter der Bank hervor. Die Wirkung war verblüffend.

Wenn Bockelchen, feierlich mit Stehkragen und Schlips bekleidet, am Schwanzstummel eine Gliederdolde, neben uns zum Frühshoppen trottelte, war er ganz Würde. Für das Ansehen der Universität war es günstig, daß die traditionellen Frühshoppenlokale in ihrer Nähe lagen: so belebten sich wenigstens die benachbarten Straßen mit Studenten; man stand damals noch auf dem gesunden Standpunkt, daß der weise Mund der Professoren nicht der einzige Quell der Lebenkenntnis sei.



Teilansicht der Handwerkerschule

Fot. Vogt

ODO RITTER:

Handwerk wird gestaltende Kunst

Um es gleich vorwegzunehmen: als ich die Bezeichnung Handwerkerschule zum erstenmal hörte, dachte ich zunächst an irgendeine Hufschmiede- oder Schweiß-Lehranstalt — an eine Schule, die zu allererst der fachtechnischen Weiterbildung ihrer Schüler dienen soll. Darin hatte ich mich aber getäuscht, denn was ich sah, war eine mit den modernsten Neuerungen ausgestattete Schule, deren Zielsetzung nicht allein die handwerkliche

Vervollkommnung sondern in erster Linie die künstlerische Gestaltung des Handwerks überhaupt ist.

Man muß den Sinn des Handwerks zutiefst erkennen, um der Schule und ihrer Benennung gerecht werden zu können. Das Handwerk in der verflorenen Epoche erstickte mehr oder weniger nur in Schablonen, die von künstlerischer Selbstgestaltung nicht im entferntesten angehaucht waren. Der Handwerker bildete das

nach, was andere ihm gaben. Individuelle Ausführungen gehörten zu den Seltenheiten. So konnte es kommen, daß in den handwerklichen Betrieben Anschauungen ihren Einzug hielten, die mit dem bodenständigen und volksverwurzelten Handwerkertum nichts mehr gemein hatten, im Gegenteil: es traten Züge in krasser Form hervor, die von irgendeiner Seite unterstützt und propagiert wurden, die aber der einfache, deutschfühlende und deutschdenkende Mensch instinktiv verachtete. Jedes Handwerk muß, wenn es Daseinsberechtigung haben und die Zeiten überdauern soll, dem Boden entwachsen, darauf es gegründet worden ist. Und darin liegt der letzte Sinn unserer Handwerkerschule: die Schüler fernzuhalten von jeglicher Schablonenmäßigen Tätigkeit, sie nicht zu Nachahmern zu machen, sondern zu individuell schaffenden Menschen, zu Künstlern schlechthin; das ist ja überhaupt das Gebot der Stunde.

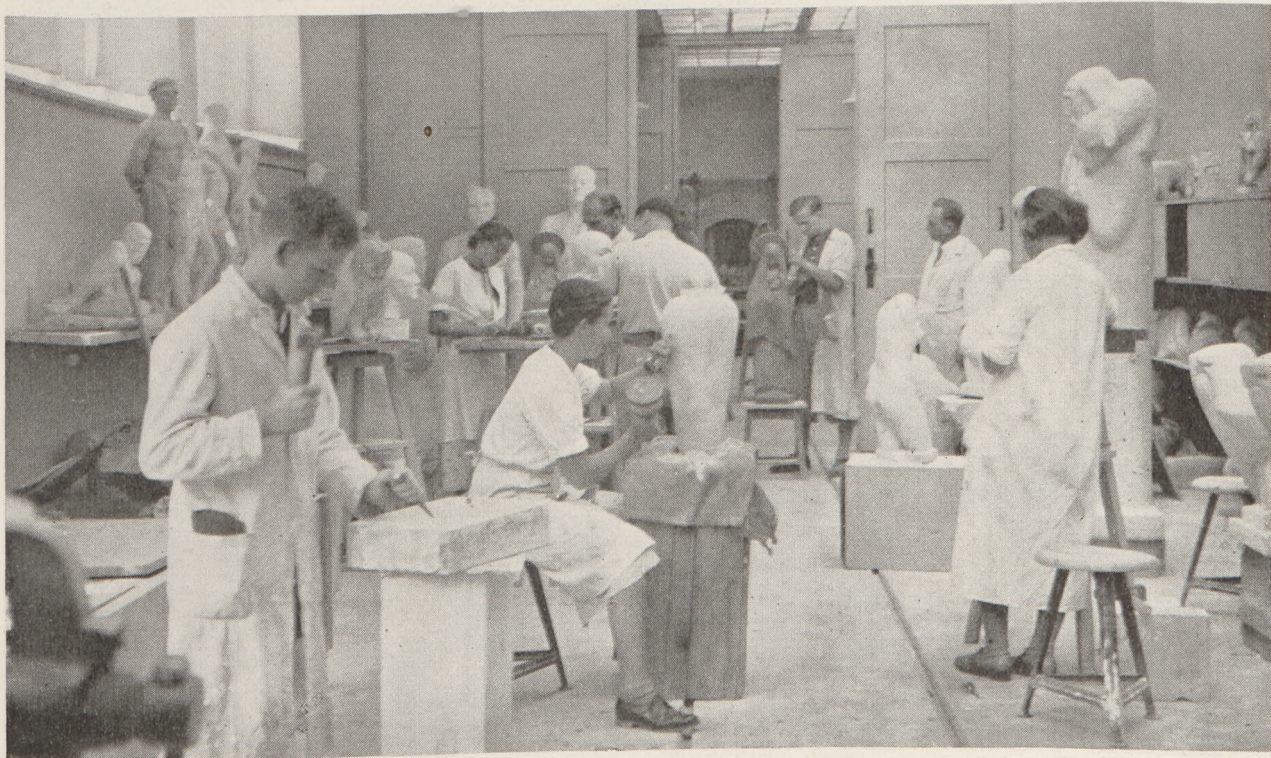
*

Auslands- und Fremdbrödelei war bekanntlich seit Jahrhunderten das Erbübel unseres Volkes. Gerade in der Kunst gibt es soviel schlagende Beweise, die das Verderbliche dieser Tatsache ins rechte Licht rücken. Es gehört schon systematische Erziehung dazu, mit diesem Zug endgültig zu brechen, und an dessen Stelle wirkliches Können zu setzen, das nur aus dem Deutschtum geboren sein kann. Die Jugend, die in dieser Weise allmählich herangebildet wird, deren ganze Weltanschauung immer wieder auf Blut und Boden als den Quell alles Handelns und aller geistigen und künstlerischen Äußerungen hingelenkt wird, kann um so eher Wegbereiter einer besseren Zukunft sein, je mehr sie diese Anschauung mit ganzem Herzen in sich aufnimmt und je mehr sich auch die Älteren bemühen, diese Anschauung, von der sie in ihrer Jugend meist nur wenig verspürt haben, sich zu eigen machen.



In den Hobelbänken

Fot. Vogt



Mit Hammer und Meißel

Fot. Vogt

Es ist ganz klar, daß durch eine solche Wandlung der künstlerischen Anschauung und damit der künstlerischen Gestaltung überhaupt zunächst Krisen geschaffen werden, die aber durch intensive Arbeit und nicht zuletzt durch das heilige Wollen eines jeden überbrückt werden. Wo wir auch heute hinschauen mögen: in die Dichtung, Musik, Malerei und die anderen gestaltenden Künste, überall verspüren wir den Anbruch und den Aufbruch des Neuen — und die Zeit dürfte nicht allzufern sein, da dieses Neue endgültig zum Durchbruch gekommen ist.

*

Wer mit offenen Augen einen Gang durch die Handwerkerschule Steffins unternimmt, wird diesen Geist des Neuen, der sich teilweise fast mit brutaler Gewalt an die Stelle des Alten setzt, in seinen Auswirkungen verspüren; d. h. wo wir hinschauen, ob in die Werkstatt für Bildhauerei und plastische Gestaltung, ob in die Tischlerei oder in die Abteilung für Malerei und Graphik, oder ob wir die Mädchen an Webstühlen betrachten, immer wieder muß uns diese Wandlung bewußt werden. Es ist gerade der Eifer und das beste Wollen jedes einzelnen, daß die künstlerische Gestaltung in die Bahn gelenkt wird, die die neue Zeit unbedingt erfordert.

Das große Aufgabengebiet der Handwerkerschule und die hohen Ziele, die dieser Aufgabenkreis in sich schließt, sollten mehr noch als bisher den Blick des Handwerkers auf sich ziehen. Das Handwerk selbst soll wieder das werden, was es zu seiner Blüte war: nämlich eine Kunst, die auf Grund ihrer restlosen Beherrschung und auf Grund einer tiefen Verwurzelung mit der heimatischen Scholle wieder goldenen Boden hat. Dieser „goldene Boden“ war ja wohl immer das Ziel des Handwerkers, d. h. er strebte nach materiellem Gewinn. Leider, und das hat sich im Laufe der Zeit bitter

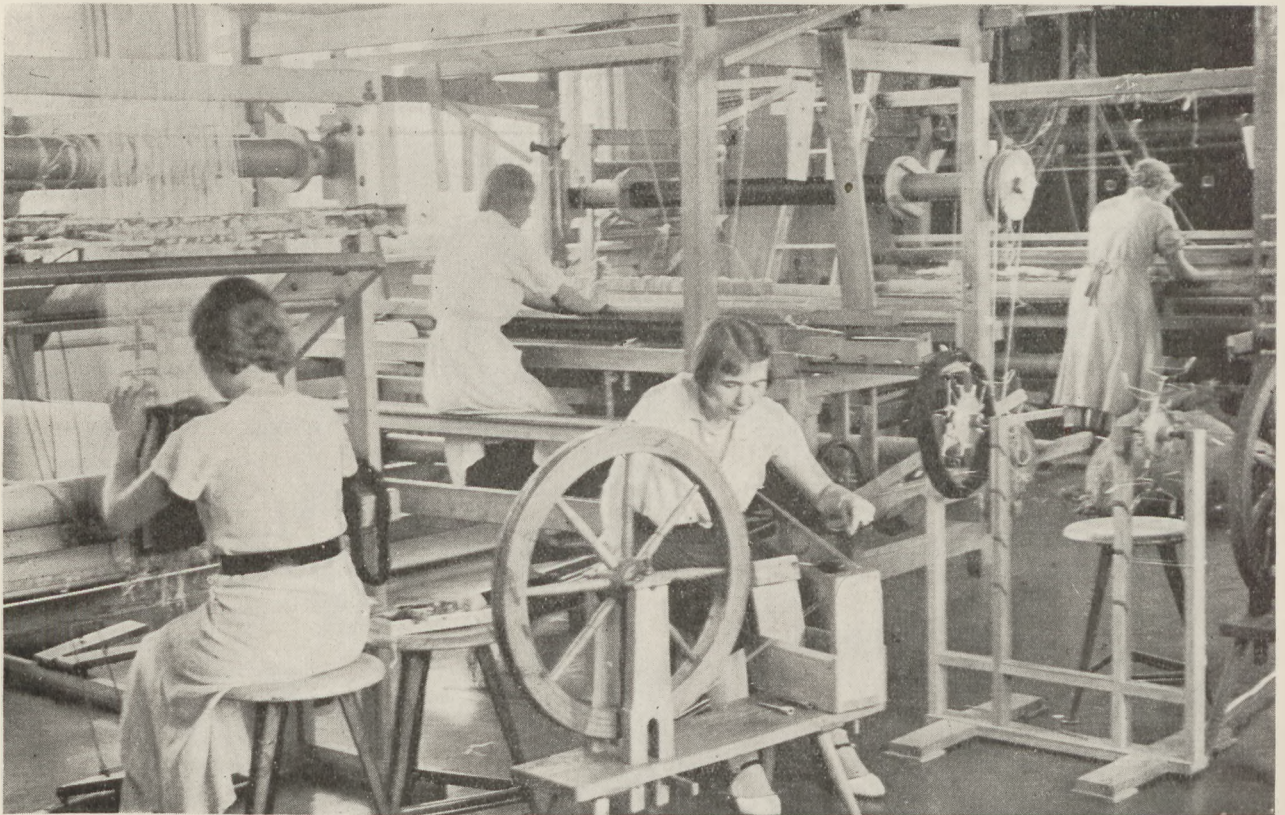
gerächt, vergaß er dabei die ideelle Grundlage, die nur in der volksverbundenen Gestaltung des Handwerks erblickt werden kann und in dem Kunsthandwerk. Ohne diese künstlerisch-ideelle Grundlage kann das Handwerk nicht gedeihen. Es erniedrigt sich sonst selbst und muß so oder so, früher oder später, zugrunde gehen. Was liegt also näher, als das der ernstdenkende Handwerker seinen Sohn zu einer Schule schickt, die die wirklichen Voraussetzungen seiner Existenz schafft? Er muß mit zwingender Eindeutigkeit einsehen, daß sein Handwerk nur dann Berechtigung im Volksgut hat, wenn es durch künstlerische Erfassung auf Blut und Boden gegründet und entwickelt wird.

Heute ist es so, daß Schüler aus der ganzen Provinz, wenn auch vorläufig noch in relativ geringen Zahlen, die Schule besuchen. Für ihr Unterkommen wird vom kommenden Wintersemester an, das Anfang Oktober beginnt, bestens gesorgt werden. Einmal aus Gründen der Billigkeit, zum anderen aber auch um Kameradschaftlichkeit und Verbundenheit zu fördern, soll ein Schülerheim, das hauptsächlich für die Auswärtigen bestimmt ist, eröffnet werden. Dadurch werden die Kosten für die Ausbildung auf ein Minimum herabgedrückt.

*

Die Schule selbst mit ihren langen Fensterfronten ist nach durchaus neuzeitlichen Gesichtspunkten gebaut und eingerichtet worden: ihr Inneres ist sonnig und geräumig, Zweckmäßigkeit bei Außerachtlassung alles Überflüssigen herrscht vor. Auch die Arbeitsräume der einzelnen Abteilungen sind so gestaltet, daß sie sowohl der rein handwerklichen Ausbildung als auch der künstlerischen Weiterentwicklung gerecht zu werden vermögen.

Es mutet im ersten Augenblick wohl etwas eigenartig an, daß in allen Abteilungen die Frau vertreten ist. Handwerk und Frau! Wie vereinbart sich dies?



Beim Spinnen und Weben

Fot. Vogt

Die Antwort ist unschwer zu finden. Überall dort, wo frei gestaltet wird, wo der Phantasie zu ihrer künstlerischen Verwirklichung weitester Spielraum gelassen ist, da auch ist die Frau am Platze. Gewiß, sie muß die Schule des Handwerks durchmachen — muß genau so wie die anderen die Gesellenprüfung ablegen. Aber ebenso wie es selbstverständlich ist, daß sie niemals Schmiedemeisterin werden kann, so klar wird dem Besucher der Anstalt, daß sie ohne weiteres ein Handwerk wie die Bildhauerei oder die Malerei oder die Tischlerei (verbunden mit innenarchitektonischen Aufgaben) nicht nur auszuüben, sondern allem auch künstlerische Richtung in der Ausgestaltung zu geben vermag. Die Leistung überzeugt. Und man hat mir erzählt, daß sie der der männlichen Schüler um nichts nachsteht!

Nirgends sollen Modeformen geschaffen werden: irgendwelche exzentrische Dinge, die noch vor wenigen Jahren nur ein mitleidiges Kopfschütteln auslösen konnten. Alles entsteht aus dem Leben, ist für das Leben. Das gilt von der Abteilung für Bildhauerei, der ein besonderer Kurs für Keramik angeschlossen ist — von der Tischlerei, in der sich die Arbeit der Schüler

vom selbständigen Entwurf bis zum fertigen Ganzen erstreckt — das gilt von den Abteilungen für Graphik und Malerei, wo die einzelnen Leistungen besonders eigenwüchsig sind — von der Abteilung für Frauenarbeit, die in Trachtenstoffen und Teppichen und anderen Arbeiten zugleich volkstümlich und künstlerisch schafft — das gilt schließlich überhaupt von den Arbeiten aller Lehrer und Schüler, die ernsthaft die Ziele der neuen Kultur im neuen Deutschland verfolgen.

So ist die Stettiner Handwerkerschule ein wichtiges und richtungbestimmendes Instrument im künstlerischen Leben unserer Provinz. Keine Kunst ohne hinreichende handwerkliche Vorbildung, deren Quellen im Volk und Boden der Heimat liegen — kein Handwerk, das nicht bestrebt ist, zur Kunst heranzureifen. Daß die Zielsetzung der Schule von diesem Blickpunkt aus betrachtet werden muß, werden weitere, in Einzelheiten gehende Aufsätze beweisen, die in den nächsten Heften dieser Zeitschrift von den Abteilungsleitern über das Schaffen ihrer Schüler veröffentlicht werden sollen.

HERMANN GLANDER:

Havanna Deckblatt
Gartzer Einlage

Weiß, gerade und unendlich liegt die Straße vor uns, zerschneidet Felder, klettert über Höhen hinweg und schlängelt und windet sich durch kleine Dörfer. Mitunter müssen wir abstoppen, weil wir fürchten, eins von den kleinen, rosigen Ferkeln, die vom Hofe aus erste Entdeckungsreisen machen, unter die Räder zu bekommen. Zur Linken sehen wir ein schmales, blaues Band neben unserer Straße herlaufen. Die Oder. Weiße Segel schaukeln auf dem Fluß und von der grünen Niederung aus krabbeln lustige, bunte Häuser die Hügel hinan.

Dann ragen einige wuchtige, eckige Türme auf — Türme und Tore der Stadt Garz. Wir fahren langsamer, blicken jetzt aufmerksam auf die Felder links und rechts; zwischen Roggen- und Kartoffelfeldern schmale Streifen. Ein Schild zeigt an, wem das Stück Land gehört, ein eigenartiger Brauch, doch ist es Vorschrift. Denn auf diesem Streifen Landes steht Tabak. Wir sind im pommerischen Tabakgebiet. Im Lande des Garzter Tabaks.

„Havanna = Deckblatt und Gartzer Einlage“, das ist fast so das vernichtendste Urteil, das von Rauchern über eine Zigarre abgegeben wird.

Aber es ist nur ein Vorurteil. Denn die Garzter Einlage ist längst nicht so schlecht, wie man es gewöhnlich hinstellt. Ja, manche rauchen den so übel beleumun-

deten Tabak, man kann's wohl sagen, mit Hochgenuß — vielleicht, weil sie nicht wissen, daß er aus Pommern stammt.

Im Kriege jedenfalls war pommerischer Tabak wahrhaft begehrenswert. Man riß sich förmlich um die schwarzen, krausen Blätter und machte den biederen Tabakbauern oder ihren Frauen, die das Feld bestellten, phantastische Angebote, um ein oder einige Pfund des „edlen Krautes“ zu bekommen.

Viele entdeckten erst durch den Krieg, daß in ihrer engen Heimat die Pflanze des Südens wächst.

*

Und nun gehen wir über Feldwege, besuchen die Dörfer Friedrichsthal, Hohenreinkendorf, Hohenfelchow, Heinrichshof, Petershagen, Woltersdorf, Pinnow, Cunow, Cummerow, Casekow, Schönow, Niederfelde — Orte, in denen die pommerischen Tabakbauern sitzen. Neben diesen Flecken des Randower Kreises, dem Hauptgebiet, wird auch noch in einigen Gegenden des Greifenhagener und Pyritzer Kreises Tabak gebaut.

Aus Fachwerk errichtete Tabakspeicher, Firmenschilder: „Tabakverwertung“, „Tabakgenossenschaft“, „Tabakhandel“ beweisen, daß der Anbau des Krautes eine beachtliche Rolle im wirtschaftlichen Leben spielt. Und die Gespräche der alten Bauern im Krüge ver-raten es uns: der Tabakbau ist ein verflucht hartes Geschäft.



Blühende Tabakpflanzen *Fotos Krause*

Stete Sorge begleitet das Wachstum der Pflanzen. Pilze, wie die Wildfeuerkrankheit, Käfer und Maden und vor allem die Vürre sind die großen Gefahren des jungen Tabaks. Der Boden muß ständig mit der Hacke gelockert und das Unkraut beseitigt, die Blütenansätze müssen geköpft und die von der Pflanze als Ersatz für die Blüte gebildeten Seitentriebe „gegeizt“ werden.

Ist dann der Tabak reif, erfolgt das Blatten und Brechen der Ernte. Zunächst wird das Sandblatt und bald darauf, da später pflückreif, das Hauptgut gewonnen. Frauen und Kinder eilen aufs Feld und helfen mit, den frisch geernteten Tabak auf Schnüre zu ziehen, eine Arbeit, die noch am Tage des Pflückens vorgenommen werden muß. Der Tabak wird dann vorsichtig getrocknet, er wird sogar ständig kontrolliert, denn größte Aufmerksamkeit ist geboten, weil Fäulnis und Schimmel leicht die ganze Ernte verderben. Schließlich wird der Tabak, nachdem er trocken ist, bankweise für den Verkauf — der gewöhnlich im Dezember stattfindet — gestapelt.

Das ist die Arbeit des Tabakbauern: nicht nur er muß seine Hände fleißig rühren, sondern alle Familienmitglieder müssen mit anpacken.

*

Wen wundert es nicht, auf einem Boden, der nach allgemeiner Auffassung nur Roggen und Kartoffeln trägt, Tabakpflanzen zu sehen? Seit wann werden sie in Pommern angebaut?

Vor 250 Jahren, als französische Flüchtlinge in Pommern eine neue Heimat fanden, wurde der Tabakbau in Pommern eingeführt. Die Hugenotten betrieben ihn im Odertale, und in den Städten wandten sich andere den Geschäften des Tabakhandels und der Tabakverarbeitung zu. Der erste französische Koloniebürger in Stettin war der Tabakbauer Jean Bouveran. Das war im Jahre 1721.

Einige Jahrzehnte später standen bereits in Stettin zwei Tabakfabriken: die Salingresche und Velthusen'sche. Beide beschäftigten etwa 500 Menschen. Über die Arbeit in diesen Tabakfabriken berichtet im Jahre 1796 Jöllner, der königliche Oberkonsistorialrat und Probst von Berlin, in seinem Reisetagebuch:

„Die Velthusen'sche Schnupftabakmühle ist nach neuester Einrichtung gebaut. Vier Pferde treiben mittels eines einfachen Göpels zwei große Mühlsteine an, welche den Tabak zerreiben.

Die Salingresche Tabakfabrik ist eine der ältesten in Stettin, und sie wird auch immer noch nach der alten Art fortgeführt. Der Schnupftabak wird teils durch eine Stampfmühle, welche vier Menschen durch Umdrehung zweier Räder in Bewegung setzen, gestampft, teils auf 34 nebeneinanderliegenden Sägen zerrieben. Das Ziehen der Carotten, das Spinnen des Preßtabaks, den vorzüglich die Matrosen kaufen, und alle übrigen Handarbeiten geschehen wie in den gewöhnlichen Fabriken. Ungemein vergnügte uns indessen das Einpacken der schlechteren Sorten des Rauchtobaks. Zwei Knaben und ein Mann verrichteten das Abwägen des



Der gebündelte Tabak wird in Scheunen geborgen



Tabakerente

Fot. Teschke

Tabaks, das Falten des Papiers um das Ende eines viereckigen Trichters, das Einfüllen durch diesen Trichter und Zusetzen des fertigen Päckchens mit einer solchen Geschwindigkeit, daß keinen Augenblick die Bewegung unterbrochen wird, daß man beim Zusehen immer besorgt ist, der erste werde dem zweiten und dieser dem dritten zuviel in die Hände arbeiten, und daß es das Ansehen gewinnt, als gingen alle drei darauf aus, es in der Eile einander zuvor zu tun. So sehr ich weiß, wieviel die Gewohnheit beim Menschen vermag, so begreife ich doch kaum, wie die Muskeln instande sind, eine solche schnelle Bewegung, die an Leidenschaft grenzt, mehrere Stunden hintereinander auszuhalten. Wenigstens kenne ich unter allen Handarbeiten kein zweites Beispiel davon.

Die Fabrik beschäftigt einhundertundfünfzig Menschen. Eine Menge von Kindern erhalten dabei Arbeit, sogar Knaben von sieben Jahren drehen ein Rad und verdienen 12 bis 16 Groschen die Woche. Ich konnte mich indessen nicht enthalten, die armen Geschöpfe zu bedauern, denn unmöglich kann dieser Staub und die Ausdünstung, die mich — einen Tabakschnupfer — betäubte, der Brust und den Augen zuträglich sein.“

Zwanzig Jahre später berichtet der Chronist, die Welthausen'sche Tabakfabrik sei jetzt ganz unbedeutend und überhaupt habe Tabakbau und Fabrikation unter den Kriegswirren ungemein gelitten.

*

Der Tabakbau hat sich in Pommern behauptet, seit 250 Jahren. Er hat sogar volkswirtschaftliche Bedeutung, von der die meisten kaum wissen. Normal rechnet man mit dem Ertrage von 10 Zentnern Rohtabak auf den Morgen. Da es für den Zentner



Die Blätter werden auf Schnüre gezogen

Fot. Krause

etwa 40 Mark gibt, bringt der Morgen rund 400 Mark ein. Das ist mehr, als man sonst aus dem Felde heraus-holen kann; allerdings hat der Landmann aber auch, das ist schon gesagt, mehr auf dem Felde zu arbeiten, als wenn er Roggen oder Kartoffeln baut.

Im vorigen Jahrhundert — besonders in den sieben-ziger Jahren — erzeugte man soviel Tabak, daß Deutschland noch als Exporteur auf den Weltmarkt trat, 1910 waren im Randower Kreise noch etwa tau-send Hektar bepflanzt und brachten 1½ Million Mark ein.

Jetzt ist wieder etwa ein Drittel des Vor-kriegsstandes erreicht und die Einnahmen, die die Landwirte aus dem Tabakbau haben, sind nicht zu unter-schätzen. Angebaut wird eine Virginia-Art, die als Zi-garreineilage verwandt wird.

*

„Havanna-Deckblatt mit Garzer Einlage“ sagt der Raucher, wenn er das Schlechteste kennzeichnen will. Er tut dem pommerischen Tabakbau unrecht; denn in Garz wird ein Qualitätstabak gebaut, der es mit man-chem ausländischen Erzeugnis aufnimmt.

RUDOLF SCHÜLKE:

Neue Kultur aus dem Boden der Heimat

Abenddämmerung an der Ostsee, in der Nähe der Grenze. Durch die schwarzen Silhouetten der vom Wind zusammengeduckten Strandkiesern leuchtet noch matt der goldrote Widerschein der versunkenen Sonne.

Um die grauen Zelte des Lagers in der flachen Mulde flutet wie trübes Wasser der Nebel. Die Linien und Dreiecke der Zeltflächen verschwimmen, ertrinken in dem farblosen Grau. Nur die spitzen Giebel schweben grotesk über dem Nebelmeer.

Achtzig junge Menschen haben sich auf einer kleinen Anhöhe, unter dem breiten, aus wirren Zweigen geflochtenen Dach einer alten Kiefer gelagert. Mit frischen Stimmen singen sie ein altes Landsknechtslied. Einer steht auf, spricht das Wort eines Dichters über wahres Mannestum. Dann wenden sich die Augen dem Lagerführer zu, der das schlichte, harte Schlußkapitel aus Beumelburgs „Gruppe Bosenmüller“ zu den Kameraden reden läßt. Schweigen und Andacht. Nur das ewige Lied des weiten Meeres rauscht und raunt wie aus weiter Ferne zu uns herüber . . .

Jugend, die sich in eine weltvergessene Romantik hineinträumt? — Nein!

Der Strand von Heringsdorf blüht und gleißt in der Vormittagssonne. Tausend frohe Menschen lassen sich von der heißen Sonne bräunen, schwimmen hinaus in

die See. Das Meer ist kaum bewegt, die Wellen spü-len träge und spielend die lange Strandkaute empor, gurgeln dann in quirlendem Schaum wieder zurück.

Auf einem freien Platz zwischen den Sandringen der Strandburgen tummeln sich sechzig junge Menschen. Braungebrannte Körper fliegen durch der Hände lange Kette beim „Pressen“. Auf allen Bieren fegen sie unter dem fröhlichen Zuruf ihrer Kameraden beim Wettlaufen durch den Sand. Sitzen dann zum Reiterkampf auf, purzeln mit lachendem Gesicht zu Boden. Stehen wieder auf, greifen zum Medizinball, ein neues Spiel beginnt . . .

Junge Menschen, die eine zufällige Gemeinsamkeit hier zu ein paar Tagen der Freude in Wasser, Sand und Sonne zusammengeführt hat? — Nein!

*

Nur zwei Bilder aus dem Leben in den Zeltlagern, die das Gauamt der NS Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ in den letzten Wochen durch-führte: in Wittenberg, hinter Lauenburg, in der Nähe der Grenze und in Heringsdorf. Zwei Bilder nur aus dem reichen Erleben von zwei Schulungswochen, die Jungarbeiter aus Ost- und Mittel-pommern und aus Stettin und Studenten der Hochschule für Lehrerbildung Lauenburg zusammenschlossen, um aus ihnen „Stoßtrupps“ zu bilden für die Volkstums-



Weidende Schafe
Preisgekröntes Foto
von Thea Richter
Stepen



Der zweite Preis: Großmütterchens Kirchgang. Foto von Herbert Schulz, Stettin

arbeit, einen der wichtigsten Zweige der gesamten „Kraft durch Freude“-Arbeit.

Wir stehen überall in dem Werden des Neuen. An die Stelle einer sogenannten „Kultur“, die fremdländischen Geistes war und unser Volk vergiftete, soll eine wahre deutsche Kultur treten. Wir verlassen den sandigen Boden flacher Bürgerlichkeit, der keine Wurzeln und keine Früchte zuläßt, dessen kümmerliche Gaben uns bedrückten und langweilten, anstatt uns zu erheben und zu stärken, wie es die segnende Kraft wirklicher Kultur tut. Die neue Kultur unserer neuen Zeit senkt ihre Wurzeln tief in das Erdreich der deutschen Heimat, des deutschen Volkstums, eint die lebendigen Kräfte ewigen deutschen Wesens mit dem lodernen Licht des Nationalsozialismus.

Hier stellt sich die NS Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ bereit und freudig mitten in die Front. Die Männer ihrer Kampftruppen sind junge Menschen aus dem Volk, die unverbildet sind, die noch ganz das echte

Empfinden haben, die zu denken und zu sprechen wissen wie das Volk. Denn darauf kommt es an: eine neue deutsche Kultur muß aus dem Volke herausemporenwachsen, darf aber niemals ihre Wurzeln vergessen. Starmanieren wollen wir nicht mehr sehen; der deutsche Mensch, der deutsche Kamerad soll der Träger, soll der Verbreiter des Neuen sein. Ein Gesicht, daß keine Schminke kennt, ein Ernst, der ohne falsche Sentimentalität ist, ein Lachen, das ungekünstelt aus dem Herzen kommt — so steht das Bild des deutschen Menschen vor uns, und so soll auch seine Kultur sein.

*

Ohne Schminke, ohne Sentimentalität, ohne Künstelei — so hat ein jeder der Teilnehmer an diesen Schulungswochen die Tage der gemeinsamen Arbeit verlebt. Es gab Stunden freier Freude, in der See, am Strande, in dem täglichen Ablauf des Lagerlebens. Und sie wurden von den jungen Menschen, von denen so mancher

das Meer noch niemals gesehen hatte, von denen so mancher aus der Sorge der Arbeitslosigkeit kam, mit Dankbarkeit begrüßt. Aber sie waren nicht die Hauptsache, waren nur das notwendige Gegengewicht gegen die ernste Arbeit, die aber mit der gleichen Begeisterung durchgeführt wurde.

Und wer einmal in einem solchen Lager war, wenn gemeinsam Lieder und Sprechchöre eingeübt wurden, wenn nach einer Vorbereitung von wenigen Minuten ein lebendiges Stegreifspiel gestartet wurde, wenn irgendein Vortrag in die großen Gegenwartsfragen hineinführte oder einer aus dem Kreise der Kameraden das Wort nahm, um aus seinem Leben, aus seinen Erfahrungen zu erzählen — der hatte seine große Freude über das ernste Mitgehen, über das schnelle Sichhineinfühlen, über das begeisterte Mitmachenwollen jedes einzelnen der Lager Teilnehmer. Der spürte, daß hier die Ideale der Jugend, die mancher von uns früher allzu schnell in den Staub des Alltags vergrub, die mancher in einer seelenlos gewordenen Zeit wie eine Last mit sich herumtrug, wieder lebendig geworden waren.

Edelmann und Pastor

Noch heute erinnert man sich in Wittichow, Kreis Pyritz, gern eines früheren Pfarrers, namens Pohle, der durch seinen treffenden Witß bekannt war und so leicht nicht in Verlegenheit kam. Pohle, ein geborener Sachse, hatte als Feldgeistlicher den Siebenjährigen Krieg mitgemacht und durch seine Beziehungen zu pomerschen Offizieren aus Adelskreisen die Pfarrstelle in Wittichow erhalten.

Gelegentlich richtete ein Herr von Osten an den Pastor die Frage, wie es eigentlich Noah möglich gewesen wäre, vor der Sintflut die Tiere alle in seiner Arche unterzubringen, worauf jener erwiderte: „Sehr einfach. Noah rief die Tiere aus allen Weltgegenden zu sich heran und sagte: Du Löwe aus dem Süden, du Bär vom Norden, du Ochse von Westen und du Esel von Osten, alle hier hinein in meinen Kasten!“

Einmal war Pohle zur Abendgesellschaft eingeladen. Als er den Festsaal betritt, sieht er, daß neben dem Herrn von Dewiß gravitatisch dessen schwarzer Pudel sitzt, aber mit Wäffchen um den Hals, wie die Pastoren sie bei ihren Amtshandlungen tragen. „Ja, ja, mein lieber Pfarrer“, bemerkt Dewiß spöttisch, „jetzt brauche ich keinen Feldprediger mehr von Ihrem Schlage, ich habe mir, wie Sie sehen, einen solchen eigener Art zugelegt.“ Dabei deutete er auf seinen Hund. „Sie tun recht daran, verehrter Herr“, entgegnete Pohle gelassen, „wenn Sie einmal auf dem Felde der Ehre fallen sollten, dann wird er Ihnen eine passende Leichenrede halten und auf Ihren Grabhügel ein Epitaphium (Denkmal) setzen, das Ihrer würdig ist.“

„Pferdekräfte“

Am 5. Dezember 1813 mußte sich die von den Franzosen besetzt gehaltene Festung Stettin an die sie belagernden preußischen Truppen ergeben. Als die Franzosen um 10 Uhr vormittags mit klingendem Spiel abzückten, um auf dem damals vor dem Berliner Tor liegenden kleinen Exerzierplatz die Waffen abzuliefern, zogen die Artilleristen ihre Geschütze selber. War doch

Sie marschierten in diese Zeltlager ein als Menschen, die sich noch niemals gesehen hatten. In den Stunden gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Freude, in dem Losgelöstsein von den Grenzen der Mauern und Straßen der Städte, in der freien, großen Natur wurden sie schnell gute Kameraden. Sie gingen mit der schlichten Treue des arbeitenden Menschen, der kein Prunken mit seiner Arbeit kennt, an die Aufgaben, die ihnen gestellt wurden. Als sie wieder aus dem Lager herausmarschierten, hatten ihre Gesichter einen helleren Glanz, hatte ihr Schritt einen härteren Takt.

*

Die eine Woche im Zeltlager hatte sie zusammengeschweisßt zu einem Stoßtrupp, der nun bereitsteht, eingesetzt zu werden. Der wahrhaft deutsche Kultur eintragen soll in die Betriebe und in die Veranstaltungen, der mithelfen will, daß der deutsche Mensch noch tiefer in seiner Heimat verwurzelt, der dem Arbeitskameraden Feierabendstunden geben wird, die in Ernst und Fröhlichkeit kerudeutsch sind.

alles Eßbare nach monatelanger Einschließung längst verzehrt worden. Die seltsame Verpannung der Geschütze fand natürlich die Beachtung der zahlreich herbeigeeilten Zuschauer. „Dunner Schlag“, meinte einer der in der Menge stehenden Bauern, „hätt ick doch nich glöwt, dat de Kirls noch so völ Kraft hebben, de Rationen to trecken!“ Und erhielt vom Nebenmann zur Antwort: „Wat wull'n se nich trecken können, hebben se doch de Peerd in'n Riewel!“

Der Liebhaber

Auf Verwendung seines Landesvaters, des Großherzogs von Mecklenburg, war es Keuter vom König von Preußen gestattet worden, den Rest seiner Strafe als „Hochverräter“ auf einer mecklenburgischen Festung abzusitzen. Der Kommandant der Festung, Oberstleutnant von Bülow, war ein freundlicher Mann. Keuter wurde sogar zu den Nachmittagstees der Familie Bülow eingeladen und lernte dabei die liebenswerten Töchter seines Kommandanten kennen. „He hadd en ganzes Nest vüll Döchter, ein lümmer schöner as de anner“, schreibt Keuter in seiner „Festungstied“. Die achtzehnjährige Frieda von Bülow setzte sein durch die Festungsjahre völlig vertrocknetes Herz in Flammen. Und als Oberstleutnant von Bülow einmal überraschend heimkehrte, fand er seinen Gefangenen auf den Knien vor seinem Töchterchen, heiße Worte stammelnd. Mit den Einladungen zum Tee war es jetzt vorbei, und der Stadturlaub wurde dem Häftling arg beschuitten. Er mußte jetzt nachmittags 5 Uhr wieder in der Festung sein. Aber in der Wohnung des Kommandanten brach eines Tages Feuer aus und es gelang Fritz Keuter, die Flammen mit großer Geistesgegenwart zu ersticken, ehe sie gefährlich wurden. Diese mutige und geschickte Tat empfahl ihn nicht nur den Frauen, die seiner mit Teilnahme gedacht hatten, sondern auch dem Oberstleutnant so sehr, daß man in einem Familienrat beschloß, den Ausgewiesenen doch wieder in der Familie zuzulassen, allerdings nur, wenn er einen Revers unterschreiben würde, daß ihm — so lautete der Schlußsatz wörtlich — „von jetzt an die Töchter des Oberstleutnants alle gleichgültig seien“.

Deutsche Landschaftsmalerei im Stettiner Museum

Lange haftete es der Gemäldesammlung des Stettiner Museums an, daß sie nach ihrer Gründung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren Zuwachs zunächst fast ausschließlich aus den nicht gerade sehr hochstehenden Ausstellungen des „Kunstvereins für Pommern“ erhalten hatte, so daß die spießbürgerliche Sentimentalität der Düsseldorfer Schule einen ebenso breiten Raum einnahm, wie die hohl-pathetischen Historienbilder aus der Zeit Karl Pilotys und seinesgleichen. Die Museumsleitung ist seit langem nach besten Kräften bemüht, diese Mängel auszugleichen und das Gesamtbild der deutschen Malerei vor allem durch Erwerbung von Werken des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts abzurunden. Vor einigen Jahren wurde ein eigener Raum für die Werke der deutschen Romantiker, hauptsächlich der großen Pommern Runge und Friedrich, eingerichtet. Jetzt wurde ihm ein Raum mit Bildern der damals in Italien tätigen deutschen Maler an die Seite gestellt.

Voran steht die große südliche Landschaft des Colorists Josef Anton Koch (1768—1839), der in Rom als Haupt der deutschen Künstlerkolonie höchstes Ansehen genoß und noch auf den jungen Ludwig Richter, der ihn in seinen Briefen und Lebenserinnerungen häufig

erwähnt, aufs stärkste gewirkt hat. Seine Leistung lag in einer Erneuerung der „heroischen“ Landschaft, die den großen Formenzug der italienischen Natur hervorhob; der Kunstforscher Rumohr sagte von ihm, er habe gelehrt „dem Erdboden Bestimmtheit, Charakter und Körper zu geben.“ Nicht auf die getreue Wiedergabe eines bestimmten Naturausschnitts kam es Koch und seinen Gefährten an, sondern auf die Ausprägung eines bestimmten poetischen Charakters in den Einzelheiten wie im ganzen. Auch die für Stettin neu erworbene Landschaft, die kurz nach 1830 entstanden ist und also der späteren Lebenszeit Kochs angehört, enthält Motive aus der Umgebung Roms, Eindrücke aus Grotta ferrata, mit dem Blick auf den Monte Cavo im Hintergrunde, gestaltet sie jedoch in idealisierender Zusammenfassung. In großen Linien und in sicherem Gleichgewicht der Massen ist das Bild gebaut. Die sichtbare Welt wird in ruhiger Schau als ein klar geordnetes Ganzes aufgefaßt. Die den Vordergrund belebenden Figuren sind typische Erscheinungen südlichen Volkstums — Wäscherinnen am Brunnen und ein Wanderer, der ihnen entgegentritt. Gerade in der Auffassung der menschlichen Gestalt und ihres Verhältnisses



Johann Friedrich Weitsch: Eichenwald (1783)



Josef Anton Koch: Südliche Landschaft (um 1830)

zur Landschaft tritt der tiefe innere Gegensatz der „Deutsch-Römer“ und der eigentlichen Romantiker aufs deutlichste hervor: bei Friedrich geht der Mensch in der Betrachtung der Natur auf und fühlt sich als einen Teil des unendlichen Alls und seine Kunst stellt diese innere Beziehung selbst dar — in einer Landschaft von Koch leben die Figuren in naiver Selbstverständlichkeit und Gesundheit inmitten der Natur; „hier ist das Wohlbehagen erblich“.

Jakob Philipp Hackert (1737—1807) verdankt seine Stellung in der Kunstgeschichte hauptsächlich seiner Freundschaft mit Goethe, der ihm während der italienischen Reise näher trat und nach seinem Tode seine Biographie veröffentlichte. Er verdient aber auch als

der Umgebung Roms und Neapels. Weit Besseres als in diesen meistens sehr schematischen und trockenen Bildern leistete Hackert in seinen Naturstudien und Aquarellen, von denen Stettin zwei prachtvolle Blätter mit Ansichten der römischen Campagna und des Forum besitzt. Auch die neu erworbene Ansicht der Arnobridge bei Pisa enthält in den silbrigen Tönen der von leisem Dunst verschleierten Ferne oder in der Wiedergabe der Spiegelung des Wassers hohe malerische Feinheiten und verrät in dem klaren, von stillen fließenden Linien beherrschten Aufbau echte Empfindung.

Ganz anders geartet als diese deutsch-römischen Landschaften ist das dritte der Sammlung jetzt neu eingefügte Werk, der „Eichenwald“ des Braunschwei-



Philipp Hackert: Brücke bei Pisa (1799)

gers Johann Friedrich Weitsch (1723—1803). Als kraftvoller und unmittelbarer Ausdruck eines eigenen deutschen Natursinnes, den man in diesem geschichtlichen Augenblick vorromantisch bezeichnen kann, vermag uns das bereits 1783 gemalte Bild heute besonders zu fesseln. Das Wachstum der mächtigen Baumriesen des Niedersachsenwaldes ist mit ebensoviel Kraft erfasst, wie das Halbdunkel zwischen den Wipfeln und das aus der

Ferne zwischen den Stämmen hindurchschimmernde Abendrot mit poetischem Gefühl. Die Anschauung Weitschs ist, an seinen Zeitgenossen gemessen, erstaunlich selbständig — unverkennbar ist allerdings der Zusammenhang mit der großen niederländischen Landschaftsmalerei, vor allem mit Jacob van Ruysdael, dessen Meisterwerke Weitsch in der berühmten herzoglichen Galerie in Salzdahlum zugänglich waren.



Fischerhütten an der Küste
Preisgekrönter Holzschnitt von E. Aliefert, Stralsund

Der Reichsarbeiter Knuth erzählt . . .

Jahreswende — Zeitenwende! Auch für mich sollte das neue Jahr eine Wendung bringen. Es war in den ersten Januartagen, als ich mit einem frischen „Guten Morgen“ auf den Lippen das Büro betrat. Ich hatte gerade am Schreibtisch Platz genommen, als mir mein Chef ein Schreiben überreichte, das mit den Worten begann: „Wir stellen anheim, ein halbes Jahr in den Arbeitsdienst zu gehen.“ Arbeitsdienst? Hiesie das nicht, den Beruf für kurze Zeit aufgeben und Handarbeit leisten? Würdest du das tun können? fragte ich mich. Noch stand ich ganz unter dem erschütternden Eindruck der am Vorabend gelesenen „Briefe gefallener Studenten“. Wie selten bewegt packte es mich. Was tatest du bisher für Deutschland, willst du feige sein? Nein, dachte ich, jetzt bist du einmal dran! Am nächsten Tage meldete ich mich auf der Meldestelle und erhielt nach kurzer Zeit den Befehl, mich in dem Arbeitsdienstlager meiner Kreisstadt zu melden. Beim Verlassen des Büros erklärten mir

einige Kollegen, töricht und unklug zu handeln, meinen Verdienst gegen einen 25-Pf.-Lohn einzutauschen.

Freudig und erwartungsvoll, aber auch ein wenig zweifelnd und fragend rückte ich in das Lager ein. Mit einem kräftigen „Heil Hitler“ und ein wenig schmunzelnd zugleich empfing mich der Lagerführer und jagte schon mit den ersten Worten viele meiner Fragen zum Teufel. Nun sollte mein Leben als Arbeiter beginnen. Wie sich das nun gestaltete, will ich in kurzen Worten erzählen.

In der frühesten Morgenstunde ertönt das Signal zum Wecken. Nach wenigen Minuten schon steht das ganze Lager bereit, durch den Frühsport den letzten Schlaf zu vertreiben. Erfrischt durch die kühle Morgenluft und gestählt an Leib und Seele kehren wir am frühen Morgen schon mit einem Lied auf den Lippen ins Lager zurück.

Jetzt beginnt die Kunst des Bettenbauens. Das ist mit das Schönste und Schwerste, namentlich für den Neuling: 36 Rare breit und glatt wie eine Tischplatte.

Wahrlich, da lachte so manches alte Soldatenherz, wenn es dieses „Bauwerk“ sehen würde. Dann geht es zugeweise in den Speiseraum, um das Frühstück einzunehmen. Heute gibt es Schmalzstullen, die allen besonders köstlich munden.

Nachdem unsere Stuben und das gesamte Lager gründlich geschrubbt und gefegt sind, geht es mit einem frohen Lied hinaus zur Arbeit. Hier, wo die Söhne aus allen Schichten des Volkes Schulter an Schulter mit Hacke und Spaten Neuland schaffen, wird wahre nationalsozialistische Kameradschaft geboren, hier zeigt es sich auch, wer ein tüchtiger brauchbarer Krieger ist und eine richtige und rechte Auf-

fassung von der Arbeit hat. Nach sechsstündiger Arbeit kehren wir mit unheimlichem Hunger im Gleichschritt in unser Lager zurück. Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, pflegt man zu sagen; nach diesem Grundsatz handelt auch unser gutbewährter Schmor. Nach reichlichem und gutem Mittagessen heißt die Parole: Bettruhe. Bettruhe? Nein, heute ist Stiefel- und Trachtenappell, da heißt es, blitzschnell bürsten und putzen, damit alles im besten Sinne des Wortes „appellfähig“ ist. So wechseln Dienst und Freizeit untereinander, jedoch unseren liebsten Dienst, die „Formübungen“, wollen wir nicht vergessen. Zwar kostet es diesem und jenem Kameraden noch sehr viel Schweißtropfen, rechtwinklig in Form und Bewegung zu sein. Es herrscht natürlich hierbei ein rauher, soldatischer, aber durchaus herzlicher Ton. Wir alle wissen, daß es ohne diesen nicht geht, denn Disziplin mit Vorbehalt ist keine Disziplin.

Nach dem Abendessen vereinigt uns ein Kameradschaftsabend im Lager, wie er jede Woche einmal stattfindet. Unsere Lagerkapelle, sowie einige talentvolle Humoristen sorgen für Unterhaltung und Stimmung. Die Härte und Strenge des Dienstes werden durch diese schönen Stunden in der Gemeinschaft aller Kameraden aufgehoben, die leider nur allzu schnell vergehen, aber als bleibende Erinnerungen in jedem fortleben. Zum Zapfenstreich wird nun geblasen, und der Tag eines „Werksoldaten“ ist beendet.

In eben diesem Bilde feilt und formt uns jeder Tag, damit wir rechte Männer werden und im besten, wahrhaftigen Sinne die Friedenssoldaten Adolf Hitlers, die symbolisch vom Aufbau des Dritten Reiches kündeten.

Ich bin stolz und dankbar zugleich, in diesem großen deutschen Orden der Arbeit dienen zu dürfen. Dir aber, lieber junger Volksgenosse, der du noch abseits stehst, rufe ich zu: „Wenn du Deutschland ehrlich willst, mußt du diesen Dienst bejahen. Auf, komm, laß dein Wort zur Tat werden!“



Ungetreten zum Ausmarsch

Fot. Krause

Der Handwerker

Nichts Schöneres weiß ich, und es rührt mich immer,
das handwerkszeug, gerichtet an der Wand
in eines Schreiners saubrem Arbeitszimmer,
die helle Säge mit gezahntem Rand,

der Maßstab hier, die schnurgerade Elle,
der Hobel mit dem schöngebognen Griff,
die Bohrer, Meißel und mit blankem Schliff
die Zahl der Äxte. Alles an der Stelle,

wo es zur Hand. Man sieht, wozu es fromme,
an jedem Stück. So oft ich dorthin komme
— ich gehe gern zu jedem Handwerksmann —
seh ich mir alles wieder an

und sage: Ja da weiß man, was man treibt!
Das edle Holz, Werkzeug, geschickte Hand!
O Meister, segnet euch . . . Doch wir? Was bleibt
von unfrem Tun? Ein Vers, ein Traum, ein Tand.

Will Vesper. (Aus „Kranz des Lebens“
Albert Langen / Georg Müller Verlag,
München)

Abendandacht

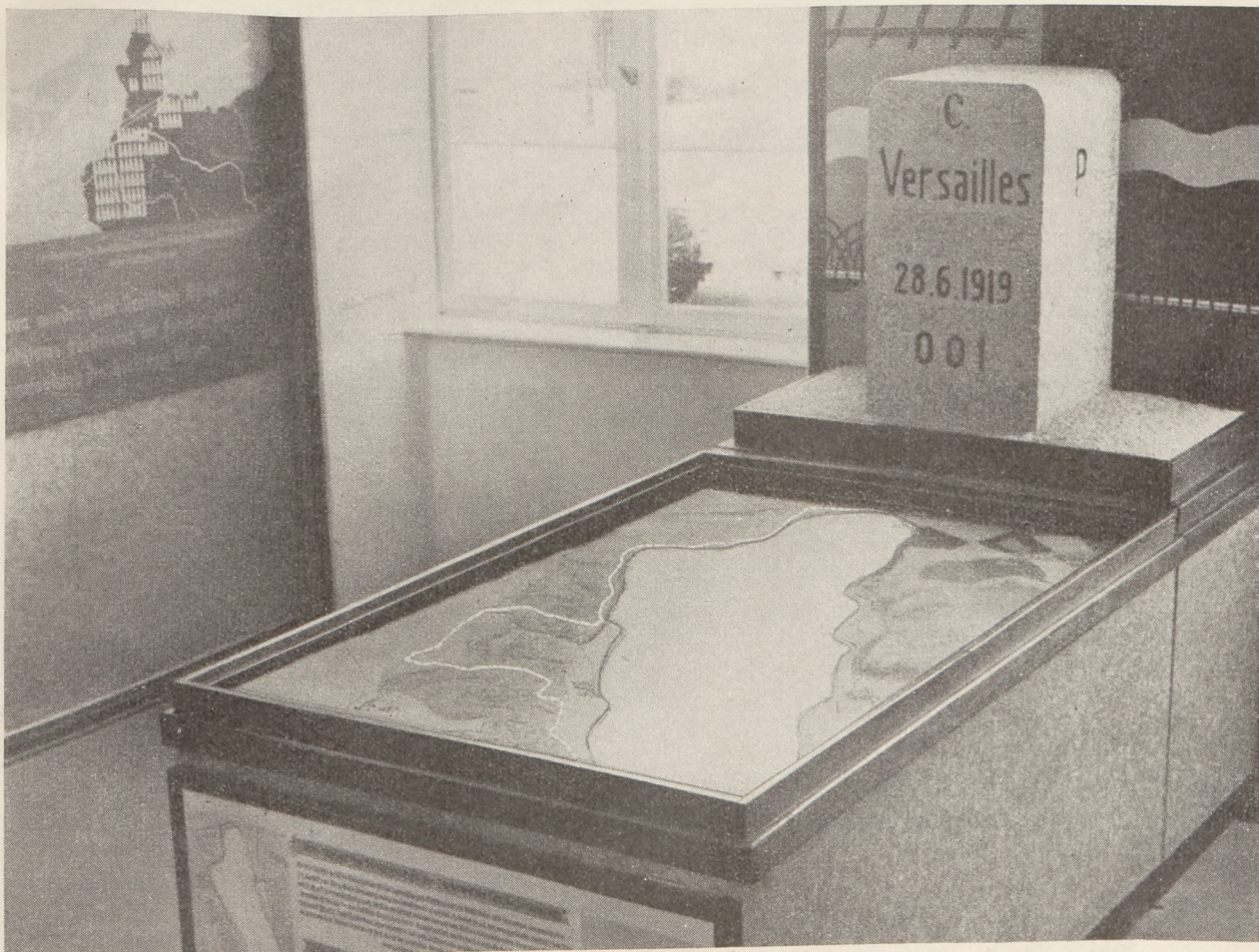
Stille wird's in weiter Runde,
Dieses Tages Dunst zerfließt,
Leise naht die heil'ge Stunde,
Da mein Herz sich Dir erschließt,

Um nach Sorgen, Zweifeln, Fehlen,
In der Welt voll Schuld und Schein,
Mit Dir, Vater aller Seelen,
Endlich ganz allein zu sein,

Der die Kranken, Müden, Armen,
Mehr als and're Kinder liebt,
Und in göttlichem Erbarmen
Alles weiß, versteht, vergibt.

Deine Boten steigen nieder,
Bringen Jugendkraft zurück,
Und im Herzen fühl ich wieder
Ein unsagbar tiefes Glück.

Karl Frh. von Manteuffel-Kahldangen.
(Aus „Erlebte Lieder“, J. F. Lehmann
Verlag, München)



Modell des Jarnowitzer Sees im Grenzlandraum

Fot. Vogt

Grenzlandraum im Provinzial-Museum

Das Stettiner Provinzialmuseum ist in seinem inneren Ausbau in den letzten Monaten vollkommen umgestaltet worden. Die Einweihung des neuen Gebäudes, in dem sich auch der hier behandelte Grenzlandraum befindet, ist für den 2. November d. J. vorgesehen. Aus diesem Anlaß sind außer Vorträgen, Theater- und Konzertaufführungen zwei Ausstellungen unter dem Motto „Schaffendes Pommern“ geplant: und zwar eine Ausstellung pommerischer Künstler im Stadtmuseum und eine Ausstellung für volkstümliches Gewerbe, die in Verbindung mit den Organisationen „Volkstum und Heimat“ und „Kraft durch Freude“ durchgeführt wird.

Es ist tatsächlich so, daß man sich in vielen Kreisen außerhalb unserer Provinz noch lange nicht, zumindest aber nicht hinreichend der Grenzlage Pommerns bewußt ist. Gewiß: man weiß von der Existenz des unglückseligen Korridors, der Ostpreußen zu einer einsamen Insel, losgelöst vom Mutterleib des Reiches, gestempelt hat — man weiß aber kaum, wie die Grenzerreißung in ihren Einzelheiten sich bisher auswirkte und wie sie sich noch auswirken wird — man übersieht die lebenswichtigen grenzpolitischen Faktoren, die in ihrer zu-

kunststrächtigen Bedeutung im ganzen deutschen Ost-raum zielweisend sind.

Ein Grundübel der deutschen Innenpolitik war immer, daß den Grenzgebieten nicht die Beachtung gezollt wurde, die sie, wie es in der Natur der Sache liegt, in ganz hervorragendem Maße hätte finden müssen. Wir haben ein „Versailles“ erlebt, ein Diktat, das uns alle nur irgendwie strittige Grenzräume entriß — das organische Verbindungen, in langen Jahrzehnten geworden, rücksichtslos zerstückelte — das über den Willen der Bewohner hinweg Festsetzungen traf, die jeglichem Recht hohnlachten. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir eingestehen, daß ein Teil der Schuld auf uns oder besser: auf das Vorkriegsdeutschland fällt, dessen Grenzpolitik bei weitem nicht alle Möglichkeiten ausnützte, eine gewisse Stabilität, ja restlose Eindeutigkeit in den Grenzbezirken herzustellen.

Es liegt an der jungen Generation des neuen Deutschland, aus allen Fehlern der Vergangenheit zu lernen, das Versäumte nicht nur nachzuholen, sondern richtungweisend Zukünftiges ins Auge zu fassen. Je klarer die Grenzverhältnisse sind und je besser wir ihre geographischen und historischen Forderungen und Be-

dingtheiten kennen und erkennen, um so mehr ist ein friedliches Nebeneinander mit den Nachbarstaaten gewährleistet, um so eher werden wirtschaftliche und kulturelle und politische Zeit- und Zukunftsforderungen einer Lösung zugeführt. Dabei kann es keinem Zweifel unterliegen, daß mehr noch als das gedruckte Wort eine anschauliche, in plastischer Uebersicht gestaltete Karte diese Forderungen klar herausstellt. Zuerst muß das Auge sehen — der Sehende aber wird erkennen: das Bild prägt sich für immer ein.

Betrachtungen dieser Art mögen es gewesen sein, die die Schaffung eines eigenen Raumes befürworteten, in welchem durch kartenmäßige Darstellung die Lage Ostpommerns wie auch der gesamten Nordost-Mark unserem östlichen Nachbarn gegenüber umrissen wird. Dieser Grenzlandraum ist im Provinzial-Museum zu Stettin eingerichtet worden. Er ist ein Dokument der vergangenen fünfzehn Jahre, die sich auf die Auswirkungen des Versailler Diktats gründen, die nur durch eine verständnisvolle Politik der in Frage stehenden Staaten ausgelöscht werden können, um so die Basis für Frieden und Zusammenarbeit und geistige Annäherung zu schaffen.

Dieser Grenzlandraum hat ungefähr quadratischen Grundriß. Über den auf Sperrholz gezeichneten Karten, die drei Wände einnehmen, hängen die bunten Wappen sämtlicher pommerischer Städte. Die Karten selbst sind in roter und grüner Farbe mit ihren verschiedenen Abstufungen gehalten: grün ist das deutsche, rot das polnische Gebiet. Die Flügel der beiden Fenster zeigen je drei große Diapositive, die die durch die Grenzerreichung geschaffenen Verhältnisse landschaftlich darstellen. Schließlich erhebt sich zwischen den Fenstern ein Grenzstein mit der bekannten Inschrift:

Versailles
28. 6. 1919.

Vor diesem Stein steht das Modell des Jarnowitzer Sees mit seiner nächsten Umgebung, das zu seinem Teil auf den Wahnwitz der Grenzziehung hinweist.

Von den Karten sollen uns hier vorwiegend diejenigen interessieren, die sich mit der durch das Versailler Diktat geschaffenen Lage beschäftigen und mit den Grenzfaktoren, denen heute und noch stärker in der Zukunft größte Aufmerksamkeit geschenkt werden muß.

Es gibt in Europa kein Land mehr, was erobert werden könnte. Die Völker des Ostens, die jetzt ihr Recht auf Selbständigkeit zugebilligt erhalten haben, werden zunächst einmal die Erfahrung machen müssen, zu welchem Ergebnis für ihr nationales Leben sie mit ihrer Selbstbestimmung nun eigentlich kommen. Und diese Erfahrung, die von Fall zu Fall und Volk zu Volk sehr verschieden ausfallen dürfte, kann in der Summe gar keine andere sein, als die Erkenntnis, daß das, was schon in den großen Völkern untereinander gilt, erst recht in den kleinen Völkern gilt: daß auf dem gedrängten europäischen Boden kein Staat in Abschließung gegen andere Staaten zu bestehen vermag, vielmehr ein jeder auf Gemeinschaft angewiesen ist.

Schon heute, schon an der Schwelle des Nationalitätenzeitalters, dem wir entgegengehen, nähern sich die kleinen Völker dieser Erkenntnis. Und erst recht werden die kleinen Völker an der Ostsee sehr bald begreifen: daß der Weltkrieg nur dann ein schließlich heilvolles Ergebnis für sie gewesen sein wird, wenn sie im Anschluß an ihn ihre Beziehungen zu Europa finden. Europa aber kommt für sie, schon aus verkehrspolitischen Gründen durchaus über Deutschland. Und in diesem Verstande wird es dereinst politischen Sinn haben, alle diese östlichen Völker in eine kontinentale Arbeitsgemeinschaft einzubeziehen.

Moeller van den Bruck.

Innere Kolonisation in Pommern

zur Zeit Friedrich des Großen (1740-1786) und in der Zeit von 1890 bis Ende 1932 nach Fläche und die einzelnen Landkreise bezogen.

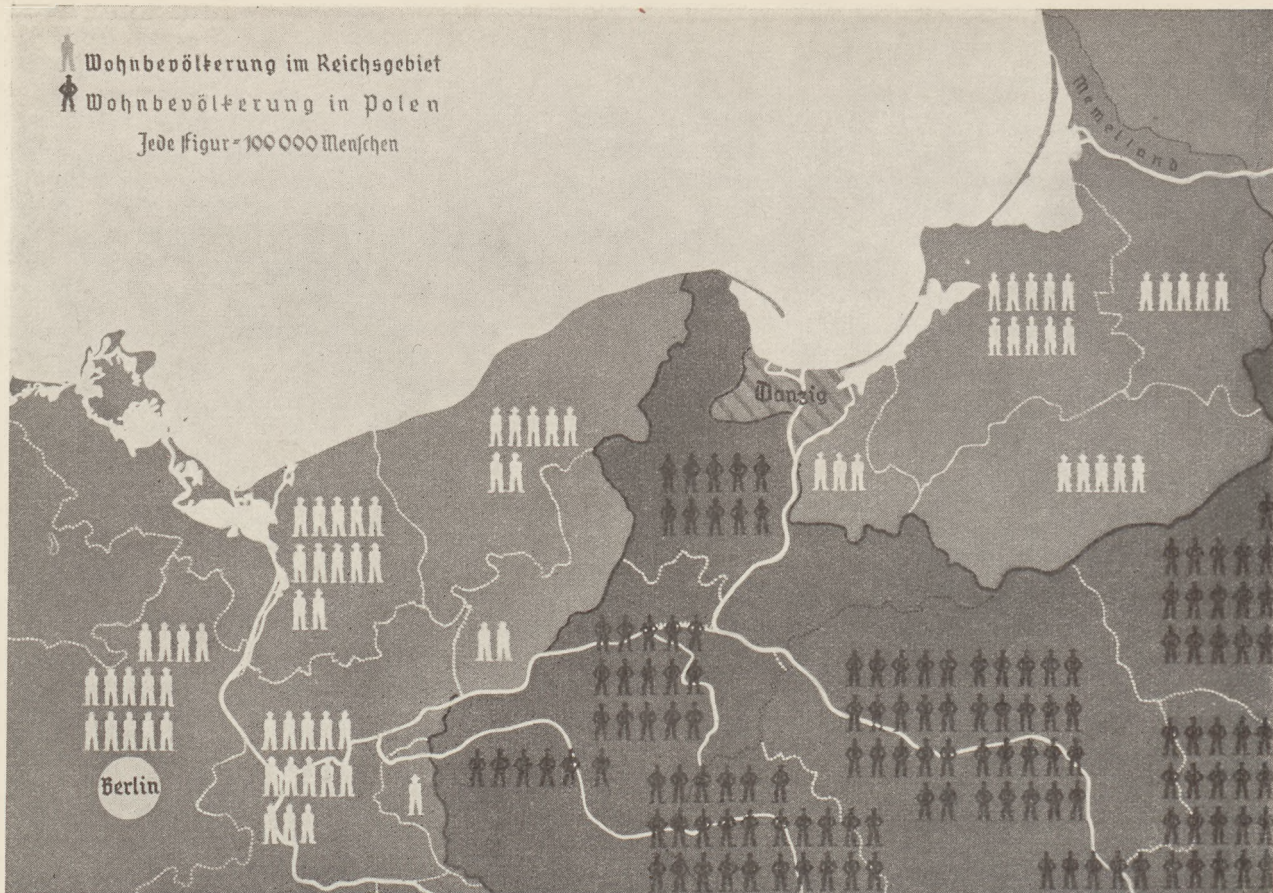


„Viele unbequeme und überflüssige Zimmer sind denen Unterthanen selbst mehr zum Schaden als zum Vortheil, und wird dadurch nicht nur unnöthig Holz verquistet, sondern die Reparatur und die Unterhaltung des Daches ist dem Wirthe an seiner Wirtschaft sehr hinderlich, und verdirbt ihm auch vieles Stroh, so er mit Nutzen zum Dünger gebrauchen könnte. Beamte haben demnach darauf wohl Acht zu haben, daß die Unterthanen, aus schlechter Überlegung ihre Höfe nicht mit allzuviel Gebäuden beschweren, und kann ein Bauer mit einem Hause, einer geräumigen Scheune und einem wirtschaftlich eingerichteten Stallgebäude für alle Arten von Vieh fast durchgängig zu rechte kommen, wie wohl an einigen Orten auch zwei dergleichen Zimmer zu Stallung, wodon das eine das Thorzimmer abgiebet, zu placidiren sind. Weil aber in einigen Hinterpommerschen Aemtern, hauptsächlich in den Häger-Dörfern, die Wirthe mit allzuviel Zimmern versehen sind, in dem einige Höfe 5 bis 7 Zimmer haben, und dieses daher rühret, daß Pferde-Ochsen-Ruh-Stall und Stallung fürs kleine Vieh, jeder ein besonder Zimmer ausmacht, und diese Stallungen insgesamt sehr schmal gebauet: so müssen Beamte denen Unterthanen darunter Weisung thun, und ihnen bey neuen Bauten recht begreiflich machen, daß in einem geräumigen Zimmer von 36 bis 40 Fuß breit sie ihr hinlänglich Gelass für alles Vieh finden können, und durchaus nicht verstaten, daß statt der eingehenden vielen kleinen Zimmer, wieder so viele in eben der Art erbauet werden, widrigenfalls darauf nicht nur gar keine Bau-Freyheit passiret, sondern auch Beamte und Schulken nach Befinden jedesmal in namhafte Strafe comdomiret werden sollen; wie denn auch bey einer kleinen Wirtschaft, Haus und Scheune

hinlänglich, indem am Hause, in den Abseiten der Scheune und ebenfalls in der Scheune selbst, die benötigte Stallung anzulegen.“

Friedrich der Große erstrebte also in seinen Dörfern Einfachheit und Zweckmäßigkeit und damit Sparsamkeit seiner Unterthanen. Er war Feind aller sogenannten Streusiedlungen, die nichts zur Heranbildung eines echten Gemeinchaftsfinnes und zur Grenzstärkung beitragen konnten: „— Es müssen gleich ganze Dörfer und Kolonien mitten unter dem groben und butten Volke angelegt werden, die ganz allein wohnen und ihre Nahrung und Gewerbe vor sich treiben, damit das hiesige Volk um so besser sieht und gewahrt wird, wie jene sich einrichten und wirtschaften. Wenn sie sodann den Nutzen davon sehen, so werden sie nach und nach sich auch gewöhnen, den fremden Leuten nachzuahmen und fleißiger und ordentlicher zu werden. Gleich anfangs ist solches nicht zu erwarten, aber mit der Zeit werden sie wohl klüger werden und begreifen lernen, was Fleiß und Industrie vor Nutzen und Vorteil hat.“

Nun, wir wissen, daß die Ideen des großen Siedlers sich in den folgenden Jahrzehnten fruchtbar erwiesen haben — wir müssen es bedauern, daß späterhin nicht mit der gleichen Intensität und mit der gleichen weiterschauenden Zweckmäßigkeit auf diesem Gebiete weitergearbeitet wurde. Das heißt keineswegs, daß der pommersche Ostraum und die angrenzenden Gebiete vollkommen vernachlässigt worden wären! Es ist immerhin Großes in den letzten Jahrzehnten geleistet worden. Aber der Krieg mit seinem abschließenden Diktat wurde uns Lehrmeister: Grenze muß Bollwerk sein, in dem sich alle lebenswichtigen grenzpolitischen Faktoren



Mehr Menschen im Korridor als in den deutschen Grenzgebieten

vereinen. Unter diesem Gesichtspunkt hat die Siedlungstätigkeit in den Grenzkreisen Pommerns und dem übrigen Grenzraum in der letzten Zeit einen besonders starken Impuls erfahren, der in seiner Planmäßigkeit weiter fortgeführt wird.

*

Soweit stünde es also in diesen Kreisen, grenzpolitisch betrachtet, nicht schlecht. Aber eine Anzahl anderer Momente, die in ihren Auswirkungen nicht von heute auf morgen zu beseitigen sind, erfordern die gleiche, wenn nicht noch höhere Beachtung. Eindeutig werden sie durch die Karten des Grenzlandraums vor Augen geführt: Wohnbevölkerung, Geburtenüberschuß, Abwanderung.

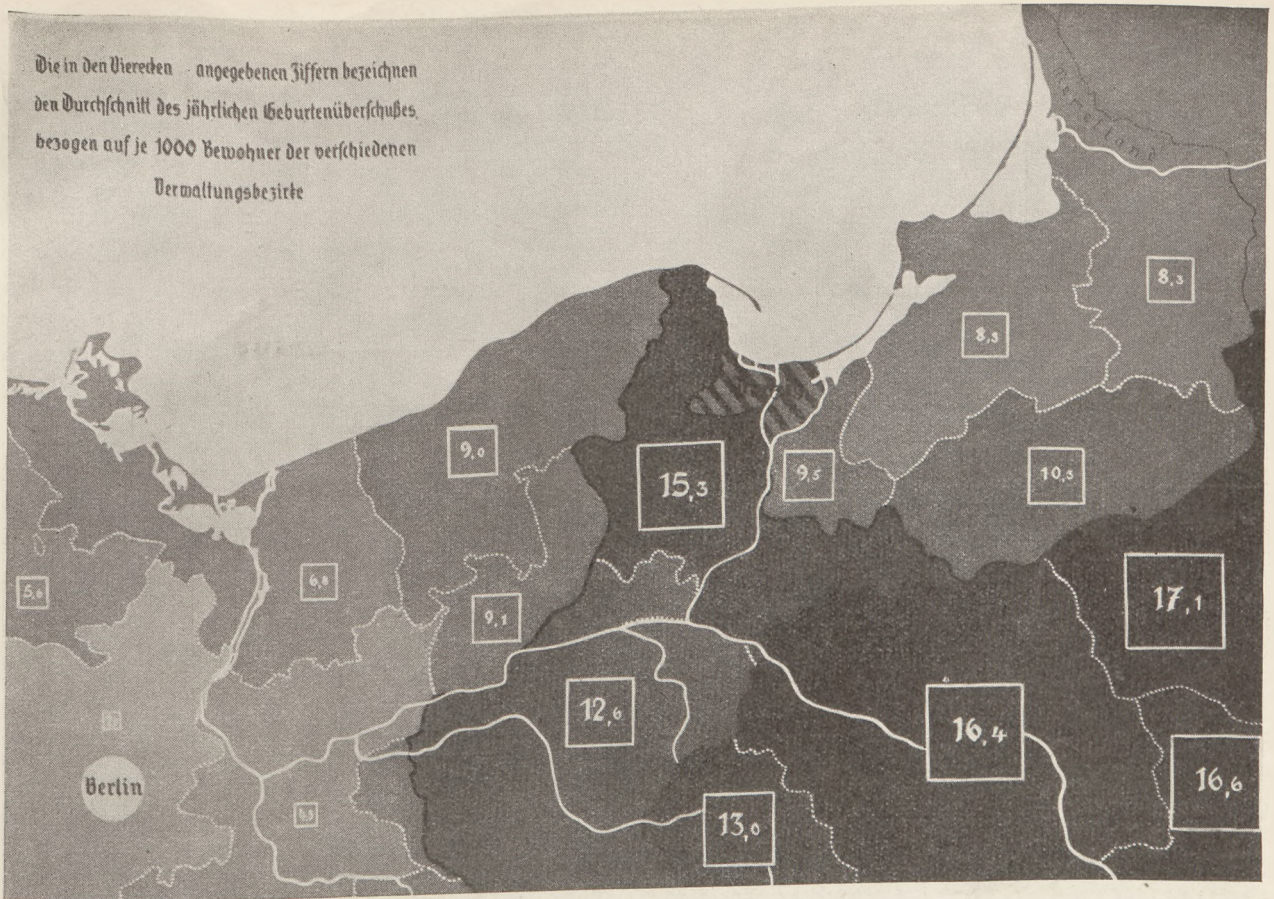
Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte im deutschen Reich beträgt nach der Volkszählung vom 16. Juni 1933 je Quadratkilometer 139 Einwohner. Sie weist aber innerhalb der Grenzen große Schwankungen auf. So beträgt sie für die Grenzmark im Durchschnitt nur 43,8, für Ostpreußen nur 63,1 und für Pommern nur 63,4 Einwohner je Quadratkilometer. Seht man nun noch zu kleineren Gebietseinheiten über und schaltet man Groß- und Mittelstädte aus, dann zeigt sich um so klarer, daß der Ostraum Deutschlands der am dünnsten bevölkerte Kreis des Reiches ist. Der Grund liegt vorwiegend in dem agrarischen Charakter dieser Gegend, verbunden mit starkem Großgrundbesitz. So entfallen nach der Karte auf den Regierungsbezirk Köslin nur rund 700 000 Menschen, auf die Grenzmark nur 300 000 — ähnlich geringe Ziffern sind in Ostpreußen festzustellen. Demgegenüber ist die Bevölkerung im Weichsel-Korridor und den südlich angrenzenden polnischen Gebieten wesentlich stärker.

Aus diesen Ausführungen ergibt sich bereits die zwingende Notwendigkeit von Neuansiedlungen im gesamten Grenzraum. Dabei ist zudem zu bedenken, daß seit Jahren hier der Bevölkerungszuwachs annähernd praktisch aufgehört hat. Vergleicht man die Wohnbevölkerung von 1933 mit der des Jahres 1925, so ist die Zunahme am stärksten in Oberschlesien mit 7,4 Prozent und in den Industriegebieten Westdeutschlands — für Pommern und Niederschlesien beträgt die Zunahme aber nur 2,3 Prozent; sie wird noch geringer, wenn man die Berechnungen auf die Regierungsbezirke einstellt: für Köslin beläuft sie sich auf 0,7 Prozent, für Gumbinnen auf 1,2 Prozent. Aber auch in diesen Zahlen sind die größeren und kleineren Städte noch mit eingerechnet.

Betrachten wir nun die einzelnen Kreise Pommerns für sich, dann ergibt sich die erschreckende Tatsache, daß in den weitaus meisten Landgemeinden ein absoluter Rückgang der Bevölkerungsziffer seit 1925 stattgefunden hat. Das gilt nicht nur von den Grenzkreisen, sondern im gleichen Maße auch von den anderen, teilweise fruchtbareren Strichen Hinter- und Vorpommerns. Die folgende Tabelle mag diese erschütternde Tatsache der Entvölkerung des Landes zeigen:

Kreis	Wohnbevölkerung		Abnahme Zahl v. H.
	1925	1933	
Bütow	28 725	27 514	1 211 4,2
Köslin, Vdkr.	47 099	46 056	1 043 2,2
Kolberg-Körlin	39 932	39 092	839 2,1
Neustettin	83 950	81 589	2 361 2,8

Die in den Vierecken angegebenen Ziffern bezeichnen den Durchschnitt des jährlichen Geburtenüberschusses bezogen auf je 1000 Bewohner der verschiedenen Verwaltungsbezirke



Der deutsche Osten hatte in der Nachkriegszeit geringe Geburtenüberschüsse

Kreis	Wohnbevölkerung		Abnahme	
	1925	1933	Zahl	v. H.
Schlawe	78 425	77 621	804	1,0
Stolp, Vdkr.	84 017	83 771	246	0,3
Anklam	35 787	35 309	478	1,3
Cammin	45 523	45 054	469	1,0
Pyritz	49 068	47 740	1 328	2,7
Regenwalde	50 582	49 753	829	1,6
Ueckermünde	59 609	59 310	299	0,5
Franzburg-Barth	45 091	44 574	517	1,1
Greifswald, Vdkr.	41 005	40 520	485	1,2
Rügen	53 894	53 335	559	1,0

Daß diese Entvölkerungsercheinung des flachen Landes nicht allein auf Pommern beschränkt ist, beweisen folgende Zahlen aus Kreisen der übrigen Grenzgebiete. Ostpreußen: Kreis Darkehmen 3,6 Prozent, Insterburg: 2,7 Prozent, Stallupönen: 2,9 Prozent, Pr.-Holland: 2,8 Prozent; — Grenzmark: Kreis Schwerin 5,6 Prozent, Fraustadt 2,0 Prozent, Flatow 1,6 Prozent, Schlochau 1,3 Prozent; — Nieder-Schlesien: Kreis Slogau 2,9 Prozent, Freistadt 1,5 Prozent, Landeshut 3,5 Prozent, Surau und Militsch je 1,5 Prozent Abnahme der Wohnbevölkerung von 1925 bis 1933.

Im gesamten Grenzgebiet des deutschen Ostraums ist also eine langsame Entvölkerung der ländlichen Bezirke festzustellen. Dagegen hat die Verstädterung, auch die Bevölkerungszunahme der kleinen Landstädte, ganz beträchtlich zugenommen. Der Zuwachs seit 1925 betrug für Stettin 5,93 Prozent, für Greifswald 10,43 Pro-

zent, für Lauenburg 10,69 Prozent, für Stolp 8,9 Prozent, für Röslin 5,5 Prozent, für Kolberg 11,9 Prozent und für Schneidemühl schließlich sogar 15,1 Prozent.

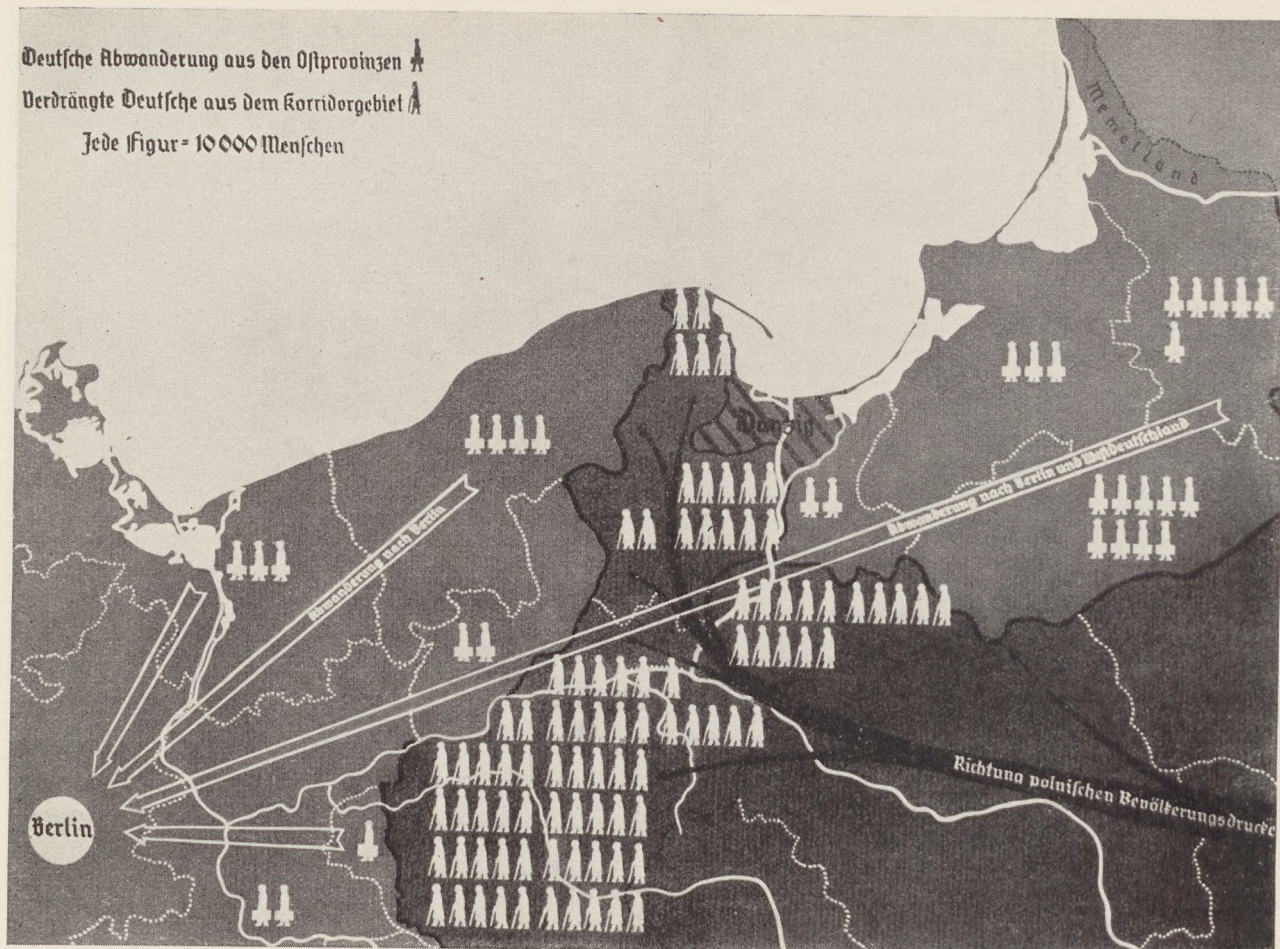
Die gesamte ländliche Bevölkerung Ostpommerns hat seit 1867 bis 1933 nur um 3000 Menschen zugenommen — die städtische Bevölkerung stieg demgegenüber in der gleichen Zeitpanne um über 128 000 auf 252 500 Personen: sie vermehrte sich damit mehr als 40mal so stark wie die des Landes. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Ostpreußen. Im Jahre 1925 lebten hier in den Städten etwa 875 000 Menschen, 1933 aber bereits über 1 Million — in den Landbezirken trat sogar eine Verminderung der Bevölkerung von 1 382 000 auf 1 330 00 ein.

Alle Zahlen sind ein schlagender Hinweis darauf, in welche Bahnen die bevölkerungspolitische Tendenz im deutschen Ostraum zu lenken ist. Denn würde die Entwicklung des vergangenen Jahrzehnts andauern, dann müßten notgedrungen in leicht zu errechnender Zeit der deutsche Osten ein „Raum ohne Volk“ werden. Die Gefahren, die sich hieraus für das gesamte Deutschland ergeben, brauchen wohl nicht erst besonders angeführt zu werden.

Es gilt also, diese negative Bevölkerungsentwicklung zu dämmen und positiv umzugestalten. Wie aber konnte es überhaupt zu dieser rückläufigen Tendenz kommen? Die Gründe liegen einmal in der Verringerung des Geburtenüberschusses, zum anderen in der Abwanderung vom Lande in die Städte und in die Industriezentren Mittel- und Westdeutschlands.

Obwohl in Ostpommern und Ostpreußen die Geburtenziffern im Vergleich zum übrigen Reiche

Deutsche Abwanderung aus den Ostprovinzen
 Verdrängte Deutsche aus dem Korridorgebiet
 Jede Figur = 10 000 Menschen



noch günstig liegen (vergl. die Karte), so ist dennoch auch hier eine Abnahme feststellbar. 1850 betrug der Überschuss in der ganzen Provinz Pommern noch 14,7 je Tausend der Bevölkerung, und er ist seither auf über die Hälfte gesunken! Zu dieser gefährlichen Erscheinung tritt nun der Wanderungsverlust der Landgemeinden, der mit der Industrialisierung Deutschlands begann. Allein von 1840 bis 1910 sind nicht weniger als 775 000 Menschen ausgewandert — eine Tendenz, die sich auch in den beiden letzten Jahrzehnten fortsetzte, wie die Karte für Ostpreußen und die übrigen Grenzprovinzen zeigt.

In der Hauptsache setzen sich die Abwandernden aus Landarbeitern zusammen, sodann aus Handwerkern und Gewerbetreibenden. Praktisch bedeutet die Abwanderung, daß der Osten die Kosten für Erziehung und Ausbildung trägt, um diese Menschen dann im arbeitskräftigen Alter von 18 bis 35 Jahren an die Großstädte und Industrien des Westens abzugeben. Auch dieses Moment trägt zu seinem Teil zum Sinken der Geburtenziffern in den von der Abwanderung betroffenen Gebieten bei. Und es ist unschwer einzusehen, daß alle Hilfsmaßnahmen letzten Endes umsonst sind, wenn durch die Verarmung der Bewohner auch noch der letzte Grundpfeiler des Deutschtums, eben die Bodenständigkeit der Bevölkerung in der Ostmark, vernichtet wird. Wir haben heute den verkehrten Wandertrieb von Osten nach Westen — er muß wieder in die entgegengesetzte Richtung gelegt werden!

Bei allen Betrachtungen darf aber nicht vergessen werden, daß zur Steigerung des Ostelends wesentlich der

Flüchtlingsstrom beitrug, der nach der Grenzziehung von dem abgerissenen Gebiet her einsetzte. Diese Flüchtlinge und Verdrängten, diese Entwurzelten und ihrer Existenzbasis Beraubten wanderten wohl teilweise ins innere Deutschland weiter, setzten sich aber vorwiegend zunächst an der schon so schwer leidenden Grenze fest. Ursache ist nun, daß dieser Zustrom kaum auf dem Lande selbst hängen blieb, daß er vielmehr in die Städte einwanderte, um so die allgemein zu beobachtende Verstädterung noch weiter zu fördern. Der nachgewiesene Anteil der Flüchtlinge an dem Bevölkerungszuwachs stellt sich in einigen pommerschen Städten folgendermaßen: in Bütow auf 36 v. H., in Lauenburg auf 67 v. H., in Rummelsburg auf 40 v. H. und in Köslin auf 50 v. H.

*

Die Karte zeigt klar, in welcher großen Ausmaßen bereits die Entdeutschung innerhalb der verloren gegangenen Gebiete vorgeschritten ist. Sie zeigt aber auch die Richtung des polnischen Bevölkerungsdruckes, der in die entdeutschten Gegenden drängt: zum Korridor und zur ehemaligen Provinz Posen. Denn der Geburtenüberschuss in den ostpolnischen Gebieten ist ganz bedeutend, höher als in den westlichen und doppelt so hoch wie in der deutschen Ostmark — die Bevölkerungsvermehrung ist dort also stärker. Dadurch wird naturgemäß in Polen eine Wandertendenz von Ost nach West ausgelöst. Im deutschen Ost-raum kann dem aber um so weniger von der anderen Seite her entgegengewirkt werden, je mehr hier durch Abwanderung und Sinken des Geburtenüberschusses eine Entvölkerung eintritt.

Die Grenzerreißung und der Weichselkorridor

Pommern grenzt mit 196 km Reichsgrenze an den Weichselkorridor über die natürlichen Verbindungslinien zwischen Ostpommern und Danzig Ostpreußen zerschneidet. Die einzige unkontrollierte Verbindung nach Ostpreußen ist der Seediens Ostpreußen (Swinemünde Joppot Pillau). Die ostpommersche Wirtschaft ist von ihrem natürlichen Absatzgebiet im Osten abgeschnitten und muß bei Vorbelastung durch Frachtförderung im Westen neue Absatzmärkte suchen.



So liegen die bevölkerungspolitischen Verhältnisse in Deutschland. Es ist nach allem nur zu selbstverständlich, daß in Zukunft ganz andere Wege beschritten werden müssen, die Grenze zu stabilisieren, als es in den verflossenen Jahrzehnten gewesen ist. Einerseits muß das Grenzbauernrum noch enger mit der heimatischen Scholle verbunden, andererseits aber durch planmäßige innere Kolonisation neues Bauernrum geschaffen werden — ein Bauernrum, das sich voll auf seiner Sendung und seiner Verantwortlichkeit dem ganzen Vaterland gegenüber bewußt ist.

Unterbindung der Abwanderung vom Lande, Unterbindung zu starker Einwanderung in die Städte, Förderung des dörflichen Lebens und vor allem der Familie, um den Geburtenchwund zu hemmen, Gründung von gewerblich-industriellen Unternehmungen auf dem Lande nach streng landschaftlichen Gesichtspunkten: das sind die wichtigsten Forderungen, eine Festigung der Grenzverhältnisse zur Steigerung der Bevölkerungskapazität zu erreichen.

Das Jahr 1933 war nicht zuletzt ein Wendepunkt auch für die Grenzlande. Wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß die neue Staatsidee hier den festen Grund für eine größtmögliche Stabilität der Verhältnisse schaffen wird.

Bleibt als Letztes ein kurzer Hinweis auf die Auswirkungen der Grenzerreißung hinsichtlich der wirtschaftlichen Zusammenhänge im Ostraum.

Bekanntlich ist jede Stadt und besonders jede kleine Landstadt Wirtschaftsmittelpunkt ihrer ländlichen Umgebung. Der Kundenkreis von Einzelhandel und Hand-

werk solcher Städte schließt ein bestimmtes Gebiet ein, einen Wirtschaftsbereich, der selbstverständlich nach Größe und Ausdehnung verschieden sein und sich mit denen benachbarter Städte schneiden kann, der aber im großen und ganzen als konstant anzusehen ist. Die Grenzziehung von 1920 hat auf diese festen und organischen wirtschaftlichen Verknüpfungen keine Rücksicht genommen: sie hat Handel und Handwerk eines großen Teils der Existenzbasis beraubt.

Ähnliches gilt für die Industrien in den Grenzgebieten (die allerdings nur in geringer Zahl vorhanden sind). Diese sind im wesentlichen auf die Erfordernisse der Landwirtschaft eingestellt und mit ihr auf Gedeih und Verderb verbunden. Durch den Verlust weiter Absatzgebiete sind sie schwer getroffen worden, teilweise sogar eingegangen — um so mehr noch, als eine Umstellung auf das westliche Hinterland mit seinen vielfach anders gearteten Bedürfnissen kaum möglich war, wo zudem mittel- und westdeutsche Industrien konkurrierten.

Die letzte Karte zeigt, wie die ostpommersche Wirtschaft von ihrem natürlichen Absatzgebiet im Osten abgeschnitten, wie die ursprüngliche West-Ost-Richtung des Wirtschaftsverkehrs nach Westen umgebogen wurde. Die gleichen Folgen lassen sich für Ostpreußen (mit umgekehrten Vorzeichen) feststellen. Der einheitliche Organismus: pommersche Grenzmark—Westpreußen—Ostpreußen ist durch den Korridor zerschnitten. Haupt- und Kleinbahnen, die von Pommern weiter nach Osten übergriffen, ein Dutzend Chausseen — sie enden an der jetzigen 196 Kilometer langen Reichsgrenze.

Bis zum Jahre 1920 ist es besonders die Stadt Lauenburg gewesen, von der aus die Wirtschaftsverb-

dungen zum angrenzenden Osten, dem heutigen Korridor, gingen. Von Lauenburg wurden ausgeführt: landwirtschaftliche Maschinen, bedruckter Rattun, Ziegel, Bauholz, Bier und Schnaps. Eingeführt wurden: Gänse, die zu „Gänsebrüsten“ verarbeitet wurden, um bis nach Südamerika und Australien verschickt zu werden, Holz, vor allem Buchen und Erlen — die Buchen für die Jafffabrik und Bauzimmereien, die Erlen für die Lündholzfabrik —, Flachspflanzen für die Hanffabrik. Öffentliche und private Gebäude wurden vom Lauenburger Handwerker in dem ganzen Gebiet bis nach Oliva hinein (Herz-Jesus-Kirche 1912) errichtet. Die Provinzgrenze war nirgends eine Schranke.

Alle diese, in langen Jahrzehnten gewordenen Beziehungen hat das Versailler Diktat rücksichtslos zerstückelt. Eine neue Orientierung der Wirtschaft nach Westen hin stößt schon aus Gründen der Frachtferte und der Marktenge auf Schwierigkeiten, und weiterhin sind die Kreisstädte des Korridors weitgehend mit polnischen oder jedenfalls sich nicht mehr zum Deutschtum bekennenden Kaufleuten durchsetzt. Es muß daher gelingen, durch die Schaffung bodenständiger Industrien und durch die Stärkung der Landwirtschaft und der gewerblichen Betriebe, das Wirtschaftsleben und damit die Zukunft der Grenzgebiete sicherzustellen. Arbeit und Brot sind immer noch die besten Kräfte gewesen, den Mensch seiner Heimat zu erhalten.

*

Werfen wir nochmals einen Blick zurück in den Grenzlandraum — lassen wir nochmals die Karten ihre deutliche Sprache sprechen.

Wir sehen, wie die Ostmark langsam das Germanentum in sich aufnahm, das in mühevoller Arbeit den

Waldbestand lichtete und Ackerböden schuf — wie die deutsche Kolonisation weit nach Osten vordrang, um durch Verbesserung der Siedlungs- und Arbeitsmethoden den Grund für die künftige Bedeutung des Ostraums im wirtschaftlichen Sein unseres Vaterlandes zu legen —, wie durch die Tatkraft Friedrichs des Großen das Land weiter urbar gemacht wurde und Platz geschaffen wurde für neue deutsche Ansiedlung.

Grenzpolitik ist längst kein leerer Begriff: das lehren die Karten allein, ohne Worte.

Gewiß, sattes und träges Bürgertum, der neunmal weise Spießer, die werden die zwingende Notwendigkeit des Grenzaufbaus auf bevölkerungs- und wirtschaftspolitischer Grundlage mit einem leichten Achselzucken abtun. Die junge Generation aber, herangewachsen in einem neuen Geist, der feste und dauernde Schranken zu errichten gewillt ist, wird die einmal erkannten Ziele mit glühendem Herzen verfechten. Und der Grenzer selbst — er wird nicht abseits stehen, er muß wissen, daß seine verantwortungsvolle Stellung nunmehr erst recht gewürdigt und mit allen Mitteln gestützt wird — und er muß sich bewußt bleiben seiner Sendung, die er am Vaterlande um seinen Fortbestand zu erfüllen hat.

Der Grenzlandraum im Stettiner Provinzial-Museum, dessen Ausgestaltung im wesentlichen nach Angaben von Dr. Erich Murawski geschah, soll den Blick immer wieder auf die schwebenden Ostprobleme hinlenken. Alt und jung werden vor den Karten stehen: nehmen sie den tiefen Eindruck von der Not an der Grenze mit und von den Forderungen, die ihrer Festigung und Sicherung dienen — dann ist der Zweck dieses „politischen“ Sonderzimmers erreicht.

ori.

Der Sieger ist immer auf seinen Sieg festgelegt. Er muß nach den Zwangsläufigkeiten handeln, die der Ausgang des Weltkrieges geschaffen hat. Aber der Sieger ist seiner Sache noch immer nicht sicher. Er hat nur den einen Wunsch, daß es auf der eroberten Erde in alle Zukunft so bleiben möge, wie er sich in der Gegenwart auf ihr einrichten darf. Und er hat nur die eine Furcht, daß etwa neue Probleme auftauchen möchten, die mit der Macht einer Unbekannten alles fragwürdig und schließlich rückgängig machen könnten, was so kunstvoll erreicht wurde. Und vielleicht sind es gerade die Sicherungen, die sich, weil sie unnatürliche Maßregeln sind, aus irgendeinem dunklen Grunde, den der Sieger heute noch nicht kennt, gegen ihn wenden werden. Er ist bei seinen Berechnungen abhängig von 1919, von einem Jahre, von einer Ziffer. Vor dem Unberechenbaren schützt auch das Berechenbare nicht.

Der Besiegte dagegen, der äußerlich gebunden erscheint, ist innerlich frei. Er ist vogelfrei, gewiß, aber immerhin frei. Er muß politisch allen Bewegungen folgen, die der Sieger ihm vorschreibt. Aber er braucht deshalb noch nicht die Politik mit der Geschichte zu verwechseln. Er ist niemals gezwungen, die Ergebnisse der einen bereits für die Ergebnisse der anderen zu halten. Er hat das gute Bewußtsein, daß es erst einer erdrückenden Massierung, erst technischem Aufwande und dem Aufgebote aller Erdteile gelang, einen Sieg herbeizuführen, der dann, wenn Volkskraft gegen Volkskraft gestanden hätte, von dem Sieger niemals errungen worden wäre. Der Besiegte hat jetzt den unermesslichen Spielraum, um die unterirdische Auswirkung der Ergebnisse abzuwarten, die immer neben der oberflächlichen hergeht und den Tag vorbereitet, an dem die Tücksale der Geschichte sich rächen.

Nur Er, der nichts zu verlieren und immer nur zu gewinnen hat, darf die furchtlose Vorstellung wagen, wie diese Welt in 15, in abermals 44 und nun erst nach 100 Jahren oder 300 Jahren aussehen wird. Nur Er darf ohne Schrecken die Frage aufwerfen, ob es sich bei dem Weltkriege nicht nur um das Landkartenergebnis des Friedensschlusses handelt, sondern um eine allgemeine europäische Angelegenheit, die vor allem für die Unvernunft des Wesens zeugt.

Moeller van den Bruck.

ULRICH SANDER:

Rango

Eines Tages mußten wir einen Hund haben. Wenn man einsam auf dem Lande wohnt — rechts hört man die Mutter das Kind schelten: „Du ull Saogel Klaarst all wedder inne Meß!“, links singt ein junger Mann aus dem Siebelzimmer mit herzerreißendem Blech-tremolo und gleitender Lohnskala durch alle Tonarten aus dem Lächeln des Landes —, muß man auch einen Hund haben. Das gehört dazu. Er muß die Hühner aus dem Garten treiben und dabei Bohnen umtreten, freundlich die Bummler umwedeln, radelnde Postfräuleins, die Eilbotengeld bringen, möglichst umbringen, damit sie gern wiederkommen, Rinder von Gästen in die Beine beißen, und mit den Jungens, die einem abends immer in die Erdbeeren gehen, liebevoll spielen, junge Enten abwürgen und den Hennen die Eier unter dem Hintern auslaufen.

Jedenfalls horchten wir längere Zeit umher und hörten dann von einem verkäuflichen Hunde bei der Familie Quandt, die, wenn wir links herumgingen, gleich rechts wohnen sollte, das vierte Haus hinter der Ecke. Allerdings lag dort ein schwarzer Jagdhund an der Kette und fuhr zischend und gurgelnd wie eine Katter, offenbar giftig, auf uns los, so daß meine Frau ein Anlehnungsbedürfnis spürte. Dann kam ein Mann und expedierte zwei Knäuel aus der Hundehütte, die lebendig waren und zunächst einmal — — —. Das eine Knäuel war struppig, das andere glatter, beide gelb. Mit einem argwöhnischen Blick auf die schwarze Jagdhundmutter, deren Durchschlagen wenig erwünscht schien, entschieden wir uns für das struppige Knäuel. Preis: eine halbe Mark. Es sollte aber besser noch einige Tage an der Mutterbrust bleiben und blieb es.

Dies vorausgeschickt. Zur Sache.

Ein Hund und keinen Namen? Nein! Früher hatten wir einmal einen „Luchs“ in Pension, eine Dobberfrau, die fein, gut und klug war. Heute ist sie längst eine Matrone, aus dem Lein gegangen und hat so etwas Weltweises an sich, wie alte Damen öfter. Erifft man sie, macht sie einige Traberschritte, wedelt mit dem Stummel, oder stummelt mit dem Wedel, tut so, als ob sie sich freue, und läuft dann kalt vorbei, auf der Hinterhand scheinbar kuhheßig geworden. So können — ich meine mit der scheinbaren Freude — alte Damen kalt = herzlich, null = warm, leer = voll sein. Mein alter Freund Robert Rind nannte diesen Zustand gesellschaftlich „das Eischmalz“. Um auf den Hund zu kommen: wir nannten ihn also auch „Luchs“, obwohl er wie ein langhaariger Igel aussah, und behielten uns alles weitere vor. Er wurde auf dem Flur stationiert. Der hatte Zementfußboden, weil wir noch keine vornehmen Terrazzosiedler sind. In diesem Fall wäre ein Fußboden aus Torfmüll besser gewesen. Recht saugpostal, in hohem Maße aufnahmefähig, denn „Lüchschchen“ pinkelte in einem fort. Ich schlug vor, ihn auf dem Komposthaufen zu montieren, stieß aber auf flammende Ablehnung. Einer hatte immer zu tun, den Flur klar zu machen. Für Besuch ja auch sehr schön, gleich beim Eintritt in



das Haus diese Wirtschaft ins Auge zu bekommen! Zeige mir deinen Flur, und ich will dir sagen, was für Komplexe du sonst noch hast.

Als es mit steigender Sonne naturgemäß wärmer wurde, hob sich bei Lüchschchen zwar noch nicht das Bein, aber die Keillichkeit. Meine liebe Frau meinte, er habe doch einen sehr guten und anständigen Charakter, daß er dies von allein gelernt habe. Ich wollte ihr diesen Glauben nicht rauben. Von mir aus bekam er Fußtritte, wenn es keiner sah, und flog aus der Türe. Wenn ihm so schien. Ich sah das schon an den Augen. Sie sahen so mittel = hoch = tief aus, als ob er gleich dächte: „Jetzt oder nie!“ Meine Pädagogik erwies sich als erfolgreich. Lüchschchen jünste schon, wenn er einmal mußte.

Lüchschchen wurde mit der Zeit ein Luchs, sogar noch viel beiniger als ein Luchs. Er entpuppte sich als ein langhaariger Schäferhund. Mit einem Pelzwerk, das dem einer kanadischen Bergziege entsprach, wie ich es einmal im Laden liegen sah. Ich entsinne mich des Felles noch ganz deutlich, denn ich dachte: wie fürcht, ein so schönes buntes Fell so trocken und nüchtern „Kanadische Bergziege“ zu nennen. Nein, mit Wunder und Geheimnis hätte es „Kanberzie“ heißen müssen und aus Ejungabautsch unter sehr großen Mühen eingeführt, weil es nur zehn Tiere davon auf der Welt gab. Und die schlechteren Felle müßten als kurzhaarige Sorte dann „Kanberzierette“ heißen und noch viel teurer sein.

Dies nebenbei.

Lüchsen wurde also ein Luchs. Der Ledergürtel meiner Frau war längst dahin. Abends mußten wir alle Mäntel von der Garderobe mit nach oben nehmen. Dabei muß die neue Strohkappe unbemerkt heruntergefallen sein. Morgens lag viel schwarzes Stroh auf dem Flur. Preis: 8,50 RM. Selbes Stroh hätte es vielleicht auch getan. Mindestens wäre es billiger gewesen.

Ich muß mich kurz fassen. Luchs entdeckte das Jagdliche in sich. Ob unser Igel eines natürlichen Todes gestorben ist oder nicht, seine Stacheln liegen jedenfalls noch heute unter dem Ries und bleichen. Wie mag das möglich gewesen sein? Zwischen den Himbeeren sah ich etwas liegen: ein halbes Ferkel, schwarzweiß. Zuerst dachte ich, es sei ein gerupftes Huhn. Lüchsen umschmeichelte mich. Dann lag er auf dem Rasen und gnatschte an dem Ferkel. „Gnatschen“, dies schöne plattdeutsche Tonmalwort, versteht man erst, wenn man einen Hund gerade an Ferkeln hört. Drei Tage gnatschte er, dann war das Ferkel erledigt.

Nun wurde er ein ganzer Hühnerhund. Ein Rücken und noch ein Rücken. Drei Rücken. Eine Junghenne von rechts und ein Hähnchen von links. Dazu immer zwischendurch Hiebe nach Strich und Faden. Es half nichts. Die Hühner auf dem Felde umsprang er, schnitt ihnen den Rückweg ab, griff sie aus der Luft. In drei Minuten hatte er sie verdrückt. Mit einem großen,

weißen Hahn spielte er erst noch Greif. Der alte Herr konnte nicht mehr fliegen. Ich zerhug Stöcke und wurde gewalttätig. Mein Herz setzte aus. Das Familienleben litt. Mein eigener Hühnerbestand wurde doppelt gezehntet durch Verluste und Ersätze. Eine böse Zeit für alle.

Aber sie gab wenigstens den Namen „Rango“, denn nun konnte Lüchsen das Bein heben und wundervoll tief bellen, als wenn der Tiger mit dem Wasserbüffel kämpft. Da war etwas dahinter. Springen konnte er auch, so langsam und elegant, wie in der Zeitlupe. Leider wurde er nun auch liederlich, strich herum und saß nachts vor der Tür und rangoot. Er rangoot im Flur, wenn ein altes Buchenblatt gegen den Zaun fliegt, so wachsam ist er. Und doch ist mir mein blaues Jackett und die Weste dazu abhanden gekommen. Er rangoot die Badegäste an, die mieten wollen. Und er rangoot, wenn er seine Touren kriegt, daß die Fenster Scheiben klirren. Aber es ist ein Hochgenuß, ihn zu sehen und zu hören. Alles ist ihm verziehen, wenn er nur einmal rangoot. Baden wir, sieht er aus wie ein Mähnenlöwe und rangoot wie ein Wilder. Wir haben ihm auch verziehen, daß er der Henne Scharrixa die Bruteier ausgefressen hat. Wenn er nur tüchtig rangoot. Es wird einmal viel Tränen geben, wenn er reif für den Kanberziekragen wird. Vielleicht ist er dann so alt, daß es nur noch ein Kanberzieberettenbesatz wird. . . .

GÜNTER OELTZE VON LOBENTHAL:

Was Friedrich der Große für Pommern tat

Friedrich der Große: „Ich will ihnen gern helfen, denn ich liebe die Pommern wie meine Brüder und man kann sie nicht mehr lieben als ich sie liebe; denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in Verteidigung des Vaterlandes sowohl im Felde als zu Hause mit Gut und Blut beigestanden haben, und ich müßte kein Mensch sein oder kein menschliches Herz haben, wenn ich ihnen nicht meine Dankbarkeit bezeigen wollte.“

*

Jahrhundertlang hat Preußen um die Provinz Pommern gerungen. Generationen haben das Werk der vollständigen Gewinnung Gesamtpommerns mit eiserner Energie durchsetzen müssen. Es ist zu verstehen, daß die großen Preußenkönige für diese Landschaft, um die sie so hart kämpfen mußten, besonders viel getan haben, zumal aus ihr nach dem Ausspruch Friedrichs des Großen die besten Kräfte sowohl für den Krieg wie für die anderen Dienstzweige gekommen sind.

Auch in Pommern ist das Werk Friedrichs des Großen undenkbar ohne die Vorarbeit seines Vaters. Als Friedrich Wilhelm I. durch den Frieden zu Stockholm vom Jahre 1720 Vorpommern bis zur Peene nebst Usedom und Wollin von schwedischer Herrschaft befreien konnte, begann er seine rastlose Tätigkeit zum Segen des Landes, die er bis an sein Lebensende fortsetzte, um dann das Werk seinem großen Sohne zu hinterlassen, der es in seinem Geiste zu Ende führte. Friedrich Wilhelm I. brachte in die Verwaltung Pommerns ebenso Ordnung, wie ihm das in allen Provinzen seiner Monarchie nach kurzer Zeit gelang. Der träge Geschäftsgang der Behörden wurde in Präzision und Schnelligkeit umgewandelt. Reformen wurden überall eingeführt. Die Schäden der langen Kriegs-

jahre und der schwedischen Mißwirtschaft wurden durch eine groß angelegte Kolonisationsstätigkeit beseitigt. Im Kreis Uckermünde wurde ein weites Sumpfgelände entwässert und in fruchtbares Land umgewandelt. Auf diesem hart errungenen Boden wurden neue Dörfer mit Ansiedlern vom Auslande angelegt. Die stark protestantische Grundhaltung Friedrich Wilhelms I. fand in der Tatsache ihren Niederschlag, daß viele der vertriebenen evangelischen Salzburger auf diesem Gelände angesiedelt wurden. So entstanden die Dörfer Usherleben, Blumenthal, Eichhof, Ferdinandsdorf, Friedrichshagen, Heinrichswalde, Schlabrendorf, Sprengersfelde und Wilhelmsburg. Hierzu kamen noch vier königliche Vorwerke.

Außerdem sorgte der König für Gartenbau und Baumzucht und für die Vernichtung der Raubtiere. Aber er beschränkte sich nicht nur auf die Anregung dieser vielen Maßnahmen. Auf seinen unaufhörlichen Reisen überzeugte er sich selbst davon, daß seine Maßregeln auch tatsächlich durchgeführt wurden, und überlegte sich dabei, was noch zu bessern war. So erließ er 1724 eine Order, in der er rügen mußte, daß in Vorpommern die Wirtschaft besser sei als in Hinterpommern und daß im Lande zu viel Roggen gebaut werde.

Besonders starkes Interesse widmete er dem Gewerbe in den Städten und auf dem Lande. Er bemühte sich dauernd darum, den Handwerksmeistern wieder Arbeit zu schaffen und half durch Bauzuschüsse bei der Instandsetzung der pommerschen Städte. Für Stettin tat er besonders viel, da er die Stadt sehr liebte, weil er mit ihr am Commercio der weiten Welt teilnehmen wollte. Der König sorgte deshalb für Handel und Verkehr, weil er den mangelnden Unternehmungs-

geist der Stettiner durch seine Initiative ersetzen mußte. Viele schöne Bauten in Stettin, wie das Berliner Tor und das Königstor, und der Brunnen am Rostmarkt, zeugen heute noch vom Schaffen dieses großen, oft verkannten Preußenkönigs.

Die Jegensreiche Tätigkeit des Soldatenkönigs brachte es mit sich, daß sich auch Vorpommern sehr rasch an das preußische Wesen gewöhnte und mit dem alten Stammlande Hinterpommern zusammenwuchs. Unter Friedrich dem Großen zerschmolzen die neuverbundenen, seit Jahrhunderten zusammengehörenden Landschaften aufs innigste zum gemeinsamen Preußentum, das auf den blutigen Schlachtfeldern des Siebenjährigen Krieges für alle Ewigkeit besiegelt wurde.

*

Der Krieg schlug aber gerade Pommern schwere Wunden. Um so stärker widmete sich Friedrich der Große nach dem Jahre 1763 dem Wiederaufbau der zerstörten Provinz. Der Große König zeigte sich für die dargebrachten Opfer in jeder Weise dankbar. So schenkte er armen Leuten Rühе, Saatkorn, Bauholz und gewährte einen Erlass der Staatsabgaben.

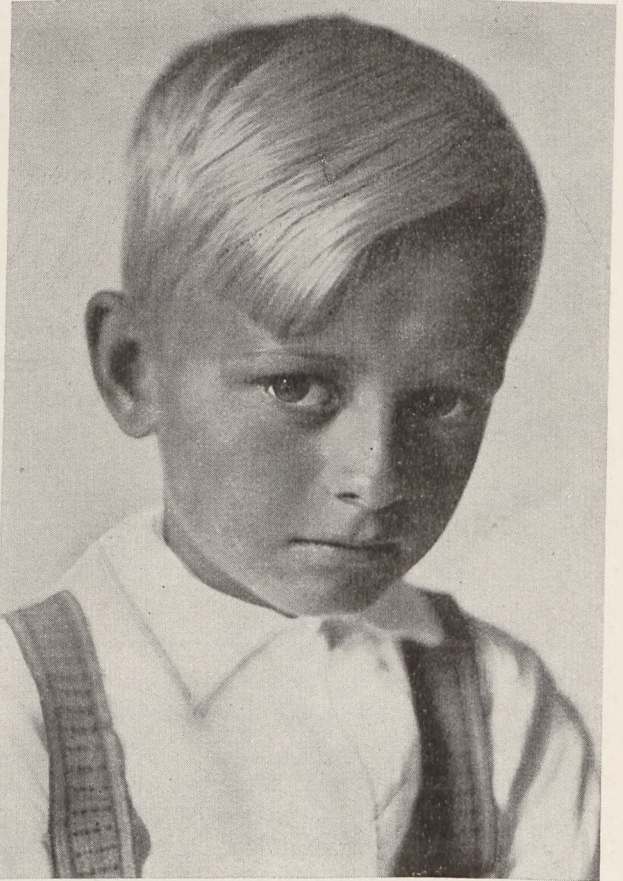
Außer diesen Hilfsmaßnahmen vermehrte er die landwirtschaftlich genutzte Fläche durch Urbarmachung weiter Landstriche. Hierfür hat Friedrich II. in den letzten 23 Jahren seiner Regierung allein für Pommern mindestens 5½ Millionen Taler aufgewendet. Entwässert wurden beispielsweise der Oderbruch bei Gartz, Greifenhagen, Stettin, Damm, Gollnow, der Thurbruch auf Usedom und die Plönebrüche. Abgelassen oder tiefergelegt wurden die Madüe und Neustettiner Seen. Außerdem begann Friedrich der Große eine weitschauende Wirtschaftsplanung. Eine neue Schlags-einteilung und der Fruchtwechsel wurden eingeführt. Die Pflanzung von Maulbeerbäumen ermöglichte die Seidenraupenzucht und Seidengewinnung. Der Hopfen wurde ins Land gebracht und die Pommern lernten Kartoffeln bauen, die später für die Provinz von so hoher Bedeutung werden sollten.

In Fortsetzung des großen Kolonisationswerkes seines Vaters brachte er mindestens 26 000 Siedler aus der Pfalz, Mecklenburg, Polen, Schweden, Sachsen oder Schwaben, die in 159 geschlossenen Dörfern ange-setzt wurden. Ortsnamen wie Leopoldshagen, Finken-walde, Wilhelmsefelde, Arnimswalde, Zedlitzfelde, Sydowsaue, Friedrichsthal, Rattenhof, Amalienhof, Wil-helmshorst, Schwerinsthal u. v. a. m. sind die bleibenden Denkmäler für die Arbeit Friedrichs des Großen.

Die friderizianische Kolonisation ist — wie bereits Friedrich Schinkel in seinem Aufsatz „Kolonisation Friedrichs des Großen“ im ersten Heft des 5. Jahr-ganges vom Februar 1934 in unserer NS Monats-zeitschrift Pommerns „Das Volkwerk“ ausführte — keineswegs bei der Auslegung von Siedlerstellen stehen geblieben. Die Siedlungspolitik Friedrichs des II. brachte es fertig, 300 000 Bauern in Preußen anzusiedeln und es ihnen zugleich eine neue Heimat zu geben. Dies war nur möglich durch eine landschaftsgebundene Industrialisierung, die in allen Gewerbebezügen, im Handel, Hand-werk, Verkehr und der Schifffahrt im Zusammenhang mit der Siedlung entstand. So wurde eine gleichmäßige Verteilung der Industrie über das ganze Land herbei-geführt. In den stärker industrialisierten Ländern Frankreich und England gab es schon damals eine starke Arbeitslosigkeit, während Preußen sogar noch Arbeits-kräfte aus dem Ausland in Arbeit und Brot bringen konnte. Dabei war das damalige Preußen auf Lebens-

mitteleinfuhr angewiesen, wodurch aber die Verbindung mit Polen und den übrigen Oststaaten auch politisch wirk-sam werden konnte.

Auf dieser großen Linie schuf Friedrich der Große teils unmittelbar aus Staatsmitteln, teils durch Förder-sätze blühende Industriezweige. Damals entstanden Leder-fabriken in Anklam und Greifenhagen, Strumpffabriken in Neustettin und Lauenburg, eine Seifenfabrik in Köslin, eine Branntweimbrennerei in Stettin, Anker-schmieden, Ziegeleien, Papiermühlen usw.



Pommernknabe

(Preisgekröntes Foto von Erika Kruse, Leba)

Aber auch auf vielen anderen Gebieten war der Große König tätig. Besonders stark kümmerte er sich um den Nachwuchs, weshalb er 1750 neue Schulmeister- und Rüstervorschriften erließ, nach denen auch ehemalige Soldaten und Invaliden Lehrer werden konnten. In Stolp gründete er nach dem Siebenjährigen Krieg ein Kadettenhaus und einige Jahre später in Stettin zur Lehrerausbildung ein Landschulhalterseminarium.

Schließlich brachte Friedrich der Große den Handel und die Schifffahrt Pommerns zur höchsten Blüte. 1740 bis 1747 ließ er die Swine vertiefen und an der Mündung des Stromes einen Seehafen errichten, der sich bald zur Stadt Swinemünde entwickelte. Dank seiner Tätigkeit stieg die Zahl der Seeschiffe in Pommern auf 300 mit 2000 Seeleuten. Den größten Vorteil hatte davon Stettin, das in wenigen Jahren die Zahl seiner Schiffe fast verfünffachen konnte. Die Ein- und Aus-fuhr hob sich infolgedessen von 300 000 Taler im Jahre 1739 auf fast 4½ Millionen im Jahre 1786. Zur Ab-wicklung der zahlreichen neuen Handelsgeschäfte wurde ein Provinzialbankkontor begründet, das heute als Pro-vinzialbank Pommern seine Tradition in einer gemein-

nützigen Förderung von Handel und Wandel fortzusetzen sucht.

Pommern hat also den großen Preußenkönigen Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen unendlich viel zu danken. Es ist daher kein Wunder, daß gerade die Pommern die treuesten Diener des Staates gewesen sind. Auf wirtschaftlichem Gebiet hat Friedrich der Große die Wege gewiesen, zu siedeln und das neue Bauerntum hineinwachsen zu lassen in eine leistungsfähige gewerbliche Wirtschaft, die für die Land-

wirtschaft Absatzmöglichkeiten schafft. Dadurch gibt es kein Proletariat, weder in der Industrie noch in der Landwirtschaft dieser Gebiete, sondern eine gesunde Bevölkerung, die aus dem kargen Boden den höchsten Ertrag herausholt.

Die erfolgreich begonnene Kolonisationstätigkeit der großen Preußenkönige wird heute vom Nationalsozialismus fortgesetzt. Pommern hat es nunmehr leichter, denn nach seiner restlosen Wiedervereinigung ist es zum einheitlichen Wirtschaftsgebiet zusammengewachsen.

Der Einzelpreis für eine Nummer des „Bollwerks“ beträgt ab 1. Sept. 1934 60 Rpf.

Der Bezugspreis bleibt selbsterständlich nach wie vor vierteljährlich RM 1,50, halbjährlich RM 3,00 und ganzjährlich RM 6,00, zuzgl. der Zustellgebühren. Wir hoffen, daß unsere Leser für diese geringfügige Preiserhöhung in Anbetracht der guten Ausstattung unserer Zeitschrift und der zahlreichen herrlichen Bilder volles Verständnis haben. Durch diese Maßnahme wollen wir unsere treuen, ständigen Leser, die ein Abonnement abgeschlossen haben, besserstellen.

Der scherzhafte Reformator

Das Necken und Foppen steckt den Pommern im Blut. Und warum sollte ein Reformator, wenn er aus Pommern stammt, sein Blut verleugnen?

Dr. Bugenhagen, Pommerns Reformator, kur-sächsischer Generalsuperintendent zu Wittenberg, mit Luther eng befreundet, ward 1537 vom Dänenkönig zur Organisation des dortigen evangelischen Kirchen- und Schulwesens nach Dänemark berufen. Er blieb längere Zeit fort, und als er nach Wittenberg zurückkehrte, da gab es im Freundeskreise ein langes Berichten und ein gemütliches Erzählen. Und als man auf des Landes Brauch zu sprechen kam, da tischte Bugenhagen auf, im Dänenlande würde eitel „Oel“ getrunken und „Schmeer“ gegessen. Als man ihm aber Ausschneiderei vorwarf, da erklärte er die Wahrhaftigkeit seiner Worte aus der Sprache; denn „Oel“ sei im Dänischen Bier und „Schmeer“ sei Butter.

Daß Bugenhagen im übrigen sogleich bereit war, einen Worthieb wieder mit einem Hiebe zu vergelten,

dafür ein anderes Beispiel: Als er 1532 nach 1½ jähriger reformatorischer Tätigkeit von Lübeck nach Wittenberg zurückkehrte, da versah ihn der Rat mit Reisewagen und stattlichem Gefolge. Einem Reiter aus dem Gefolge mißfiel dieser Aufwand, und er sprach zu dem gelehrten Herrn: „Herr Doktor, ich hätte Euch wohl etwas zu fragen, wenn Ihr mir im Guten wolltet antworten! Pfl egte auch wohl der heilige Apostel Petrus also auf solchem befangenen Wagen einher zu fahren in seinem Apostelamt?“ Worauf ihm Bugenhagen zur Antwort gab: „Mein Sohn, laß Dir sagen: wenn der Apostel zu solchen frommen Leuten kam, wie Deine Herren zu Lübeck sind, so ließen ihn dieselben auch dergestalt nach Hause fahren... Wenn er aber zu so bösen Buben kam, wie Du bist, so mußte er zu Fuße wieder nach Hause gehn.“ —

Wie sagen wir Pommern manchmal? „Siv em düchtig!“

Das Morgenständchen

Enge Freundschaft verband den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, den späteren König Friedrich Wilhelm IV., mit dem Besitzer des ehemaligen Gutes Finkenwalde, dem Major Scipio von Ratte. Beide standen sich innerlich nahe; denn wir wissen, daß der nachmalige Romantiker auf dem Thron einem derben Scherz nicht abhold war und nicht selten auch über die ihn umgebende Unterwürfigkeit witzelte. Und Ratte . . .

Im Jahre 1838 war es. Der Kronprinz war nach Stettin gekommen und wohnte mit dem sofort herbeigeeilten Finkenwalder Freunde im Landeshause, dem heutigen Provinzialmuseum. Nun hatte das Kollegium des Marienstifts-Gymnasiums gebeten, dem Kronprinzen zusammen mit den Schülern der Schule ein Morgenständchen bringen zu dürfen, und morgens um 7 Uhr stand alles im Landeshause bereit und wartete gespannt auf sein Erscheinen. Da öffnet sich eine Tür, und es wird totenstill. Ratte ist eingetreten und verkündet den Harrenden: „Meine Herren, der Kronprinz ist soeben aufgestanden; er zieht sich gerade die Hosen an.“ —

SO URTEILT EIN KREISSCHULRAT
ÜBER DAS BOLLWERK:

**Die Zeitschrift ist wertvoll
und verdient Empfehlung**

Das schnellere Schiff

In einem stillen Fjord der Nordlande gibt es einen aufgeregten Sonntag. Vollmond-Vars, der reichste Besitzer der Umgebung, erscheint auf einem nagelneuen amerikanischen Segelboot, wie man es noch nie auf dem Fjord gesehen hatte. Beim Schnapstrinken verstieg er sich zu einer abenteuerlichen Wette: Wenn es binnen heute und Jahresfrist einem hier gebauten Boote gelingen sollte, bei der Kirchfahrt von den fünf Höfen früher am Vollwerk festzumachen als die „Peuchfeuer“, dann soll der Mann im schnelleren Schiff sein Schwiegersohn werden. Der häßliche, von allen verspottete „Juch-es-brennt“ hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Preis zu erringen. Tag und Nacht baut er an einem neuen Boot. Vollmond-Vars bereut allmählich seine Wette, und er versucht mit allen Mitteln, die Wettfahrt zu hintertreiben. (Neu hinzukommenden Abonnenten werden auf Wunsch die beiden letzten Hefte kostenlos übersandt.)

(2. Fortsetzung)

Juch-es-brennt ließ sich nicht stören. Es war, als wenn Sabber-Vars noch wie früher antriebe bei der Arbeit — und das hätte eine Warnung sein sollen. Nach einer Woche wilder Arbeit, die beinahe über Juchs Kräfte ging, war der Rumpf der „Siegerin“ tatsächlich fertig und verpicht und geteert, und wenn man das Boot jetzt ins Wasser geschoben hätte, wäre wohl noch gute Zeit gewesen, es zu der Wettfahrt am nächsten Sonntag seeklar zu bekommen. Denn für die Ausrüstung war auf der Werft während des Winters schon vorgearbeitet worden. Wackerer alter Meister, dachte der verblendete Junge.

Ja, da stand nun das Boot auf dem Bauplatz. Zur Stutzzeit kroch ihm das Wasser bis auf fünf Schritte entgegen, aber dann hielt es an und Juch stand mit ohnmächtigem Ingrimme dabei. Er konnte nun den Mast einsetzen und auf dem hohen Lande fahren wie der Narr im Rindermärchen. Die Fischer hatten zum Glück in diesen zwei Wochen draußen mit den Makrelen zu tun, und das übrige Volk im Hafen hielt der Junge sich jetzt mit Steinwürfen vom Leibe. Es war nicht gut umzugehen mit Juch in diesen Tagen. Von früh bis abends glockten die Leute aus der Ferne wie Schildwachen mit Ablösung vom Vollwerk nach dem Hafenvinkel hinüber, wo die wunderschöne Form des neuen Bootskörpers blank und schweißend in der Sonne stand.

Am ersten Vormittag der letzten Woche aber sammelten sich wieder alle Neugierigen zugleich auf dem Vollwerk. Juch war offenbar verrückt geworden. Er begann auf dem Boot, so wie es dort hoch auf dem Lande stand, den Mast einzusetzen und wollte auftakeln. Juch richtete die „Siegerin“ tatsächlich in wenigen Tagen völlig zur Fahrt her. Er glaubte wohl jetzt, es sei ein Luftschiff. Man ließ den Verrückten machen. Das mußte einen schönen Spaß geben, wenn die Fischer zurückkamen. Damals hatte übrigens das Schwüle und windstille Wetter schon ungewöhnlich lange angehalten. Der Fang draußen war sicher nicht gut, und es war zu befürchten, daß sich das Wetter ebenso rätselhaft ver-

schlechtern würde. Die ganze Welt war vor Erwartung verrückt.

Juch-es-brennt war in der Tat nicht mehr recht bei Sinnen vor tiefer Verzweiflung. Aber daß er auf-takelte, hing mit einem Plan zusammen. Juch hatte alle seine Hoffnung jetzt auf die übernatürliche Hilfe gesetzt. Wenn man will, daß so etwas hilft, muß man zu allererst beweisen, daß man daran geglaubt hat. Juch wußte noch genau, was ihm der spukhafte Alte bei Lebzeiten davon erzählt hatte. Wackerer alter Meister, dachte der verblendete Junge noch immer. Vorne am Kupferbeschlag des Stevens fehlten noch die drei langen Bolzen, durch welche die Kupferschiene fest an Steven und Kiel gebogen wird. Haut man sie, während die Mitternacht schlägt, in den Grabhügel eines Ertrunkenen, so zwingt das die Seele, die im Wasser keine Ruhe hat, zu dem Boot hin. Der Junge wollte sein Schiff nur vorher fertig haben. Hatte man sich mit den gefährlichen Mächten eingelassen, so galt es vielleicht sofort anderen Dingen zu begegnen als der einfachen Takelarbeit. Wie das Wesen der Tiefe das Schiff ins Wasser hineinbekommen wollte, war durchaus nicht Juchs Sache. Juch beabsichtigte keineswegs, dem gespenstigen Arbeiter etwas von der Verpflichtung zu ersparen. Oho, er schonte seine Knochen ja auch nicht!

Die Freitagnacht war jetzt mondlos, so wie es die Vorschrift verlangte. Als die Nacht anbrach, war es nicht dunkel, aber auch nicht hell, weil es Sommer war. Es lag ein dicker, schwüler Dunst in der Luft, so daß man auch nicht einen einzigen Stern sah. Und dann verschwand alles im Nebel. Die Flut war erst halb herauf und man spürte auf der Werft nichts von der Nähe des Wassers. Der ganze Felsenkessel war jetzt voll Finsternis, und Juch stand unten auf seinem Grunde, so einsam, wie ein Mensch überhaupt nur sein kann. In den Häusern und auf den paar Schiffen, die im Hafen lagen, war längst nichts mehr vom Leben zu spüren. Man hätte in dieser greisbaren Dunkelheit noch da war. Seit es irgendwo im Nebel oder auf einer anderen Welt elf Uhr geschlagen hatte, hielt Juch sich bereit. Er schätzte die Zeit in aller Ruhe ab. Dann schritt er aus der Werft in das dämmerige Nichts hinein und bekam den Felsboden unter die bloßen Füße.

In der einen Hand schwang Juch den schweren Vorschlaghammer, in der andern klangen die Kupfernägel leise aneinander, während der Junge sich mit den Sohlen aufwärts fühlte. Er fand den Weg zur Kirche hinter den Häusern an der Riesenwand hin. Alle Entfernungen schienen anders als jemals sonst bei Tage und bei Nacht. Erst nach einem endlos langen Wege spürte Juch die Kirchenmauer plötzlich dicht vor sich. Der Weg an ihr entlang nach der oberen Seite, wo der Grasboden des Kirchhofes ansteigen mußte, schien sich in dieser Nacht ebenfalls geändert zu haben. Es ging mindestens drei aneinandergebaute Kirchen entlang, bis Juch mit dem Fuß endlich in die Gräser mit den feinen Halmshöpfen streifte.

Sie troffen kalt vom Nebel. Da waren auch die kleinen Hügel. Ob sie hier gemeinsam eine Wache stellten oder jeder Hügelbewohner für sich sein Wesen trieb? Juch schlich noch leiser, als er es sich selbst vorstellen konnte.

Der Junge hatte sich bei Tage seinen Kurs nach den vier Gräbern, die es hier von unbekanntem Ertrunkenen gab, genau eingeprägt. Als er am richtigen Platz zu sein glaubte, nahm er zur Vorsicht nicht das erste Grab, sondern das zweite und nach einer Weile ging er lieber noch eins weiter. Ein Gefühl sagte ihm, daß nicht alle toten Seeleute gleich geeignet für solche Dienste sein konnten. Die dritte Stelle ist von vieren immer die gewöhnlichste. Und Juch wollte nicht auch noch unnötige Schwierigkeiten. Einfach einen Arbeitsmann. Jetzt wartete er in der feuchtwarmen Finsternis vor dem Grabhügel.

Juch wartete, bis diese Finsternis in seinen Ohren zu knistern schien. Dann schoß plötzlich ein heiseres Rasseln über ihm durch das Nichts dahin, und der erste Schlag der Mitternacht dröhnte und kollerte im Nachhall an der Riesenwand entlang. Es war Zeit. Bei aller Selbstsamkeit des Erlebnisses war dem Jungen sein Vorhaben doch keinen Augenblick fraglos geworden. Im Nordlande hat man es vom Boot her im Gefühl, daß man unterwegs nicht mehr aussteigen kann. So sicher und umsichtig wie stets bei seiner Zimmermannsarbeit bückte sich Juch, legte zwei Nägel bei seinen Fußzehen zurecht und trieb den dritten mit kräftigen Schlägen oben in den Hügel hinein. Die Glockenschläge dröhnten dazu langsam und abgemessen immer weiter, und an der Riesenwand riesen hundert undeutliche Stimmen durcheinander. Man hätte fast denken können, daß ein Ächzen aus dem Nasenhügel kam, als der erste Nagel hineinfuhr. Aber Juch schlug umsichtig auch den zweiten und den dritten daneben. Kopfschmerz oder Fußschmerz, darauf kam es ja wohl nicht an. Juch war gut fertig, als die Glocke plötzlich still war und die Stimmen des Nachhalls weithin in der Finsternis des Felsenkessels verschollen.

Juch legte seinen Hammer nach dem Gefühl auf den Hügel und zog die Nägel mit den Fingern wieder heraus. Und jetzt, da alles ringsum still war, hörte er wirklich tief in dem Hügel etwas, das ihm einen Kälteschauer den Rücken hinauf- und herunterjagte. Das war nicht nur das Knirschen des Metalls in der Erde, sondern da zitterte im Hügel drinnen, viel tiefer, als die Nägel reichen konnten, wirklich ein Ächzen. Das erstemal war es nur dumpf und befriedigt. Beim zweiten Nagel aber stöhnte es unten schon so, daß der Junge ihn am liebsten hätte stecken lassen. Und beim dritten Nagel entstand ein so zorniges Rumoren tief in der Erde, daß Juch plötzlich von der wilden Anstalt gepackt wurde. Selbst hier aber vergaß er seine Absicht keinen Augenblick. Während ein Juch schon ausriß, war da ein anderer, der seine drei Nägel noch zählen konnte und fest in der Hand zusammenriß. Erst dann stürzten beide Juchs in einer tollen Flucht durch die Finsternis davon, über hundert Grabhügel stürzend und meilenweite Grasflächen abtastend, dann an einer Kirchenmauer entlang aueisend, die kein Ende nehmen wollte. Aber so schrecklich dieser Weg auch war, Juch hielt seine Nägel fest und schließlich fühlte er Felsboden, der sich wieder abwärts senkte. Es aing schon. Juch langte mit zitternden Gliedern endlich wieder auf seiner Werkst an. In dieser Nacht unternahm er nichts mehr. Er verkroch sich im Hause, obwohl er wochenlang jetzt

schon immer im Boot geschlafen hatte. Aber auf dessen Deck hatte er die drei Nägel gelegt, und von denen wollte er während der Dunkelheit lieber wegbleiben.

Nach wenigen Stunden war beim Aufwachen natürlich alles ganz alltäglich. Der Nebel war lichter in der Morgenhelle, und alles auf der Werft tropfte. Die Kupfernägel lagen noch richtig auf dem nassen Deck und sahen ganz gewöhnlich aus. Das erklärte sich leider auch bald. Als Juch durch den Nebel nach dem Kirchhof hinausschob, um seinen Hammer zu holen, machte er die Entdeckung, daß er in der Dunkelheit nachts die Richtung verfehlt hatte. Der Hammer lag auf dem Grabhügel des Sabber-Vars. Das war eine schwere Enttäuschung für den Jungen. Er hatte also gar keinen ertrunkenen Mann erwischt. Es gibt manche, denen muß es eben mißlingen. Da hatte Juch-es-brennt nun unsägliche Mühe um nichts mehr aufgewendet, als daß er einige überflüssige Luftlöcher in den Grabhügel des Meisters gemacht hatte. Juch hatte jetzt dieselbe Wut wie der aufgestörte Cote nachts. Sabber-Vars' Seele war ja nicht im Wasser; die konnte dem armen Boot nicht helfen. Die dusselte in Frieden, und der Junge hatte sich mit seiner mangelhaften Arbeit wahrscheinlich nun sogar bei den Geistern auf dem Kirchhofe unmöglich gemacht, nachdem er bei den Menschen schon lange kein Ansehen mehr haben konnte.

Juch-es-brennt!

Segelt mit der Brita

tröpfelte der Niedererschlag des Nebels vom Kirchedach ganz leise, aber deutlich auf die Steine des Umgangs herunter. Juch kam nicht auf den Gedanken, daß die Leute vielleicht doch nicht so genau mit den Seelen der Toten Bescheid wußten und daß die Geschichte noch längst nicht zu Ende zu sein brauchte.

Der Junge tat, was seiner Kenntnis nach jeder Mann in solcher Lage zu tun hat. Er nahm den nassen Hammer auf und wischte das Werkzeug sorgfältig an der Hofe ab. Dann trottete er auf seine Werkst hinab, holte Brot und Flasche und Tabak aus dem Hause und legte sich alles auf dem Deck der „Siegerin“ zurecht. Die Luke, die in die kleine Kajüte vorne führte, stand einladend offen; drinnen war es dunkel und roch nach Holz und aufgedrehten Enden Teerstreck. Ehe Juch aber hinaufenterte, um zunächst einmal gründlich auszuschlafen, hatte er noch die Laune, die drei Nägel doch in den Steven zu schlagen. Die Arbeit sollte wenigstens fertig sein. Das Schiff war jetzt völlig seeklar. Juch schluckte etwas bitter an seiner eigenen Verrücktheit. Jetzt bloß nicht daran denken, daß man den Kopf später noch einmal aus dieser Kajüt Luke wieder herausstrecken mußte! Schlafen, schlafen nach der sinnlosen Arbeit!

Juch-es-brennt schlief 20 Stunden in seinem möglichen, künftigen Holzloch, während draußen ein stiller, merkwürdig nebliger Tag vorbeiging. Kein Mensch kümmerte sich um das unkluge Boot, das sich im Hafenvinkel durch den feuchten Dunst hindurch kaum als ein dunklerer Schatten von der Steinwand abhob. Die Leute im Hafenviertel hatten andere Sorgen. Kurz nach Mittag war mit vielem Nebelhorngetöse das Postschiff in den Hafen gekommen. Es brachte die Nachricht von schweren Stürmen bei Island und drohender Unwettergefahr überall. Das Postschiff hatte nur eines der Fischerboote draußen für einen Augenblick wie ein graues Gespenst im Nebel auftauchen und verschwinden gesehen und es gewarnt.

Das mußte die anderen finden. Für die Nachmittagsflut wurde es natürlich zu spät. Das Postschiff selber hatte sie gerade noch ausgenüßt. Nun bangte sich alles um die Fischer, ob sie wohl den Weg noch rechtzeitig zurückfinden würden; denn das Wetter schlug rasch um. Auf dem Wasser sah man unter dem Nebel, je weiter der Nachmittag vorschritt, um so häufiger einzelne lautlose, träge Schwellungen heraurollen. Und jedesmal weckten sie am Bollwerk und am ganzen Felsenufer entlang in der Stille plötzlich ein unheimliches, poltern- und klatschendes Arbeiten von Holz und Wasser. Eine kurze Zeit lärmte das um die Uferlinie, und dann war es ebenso plötzlich wieder totenstill.

So kam der Abend. Zur Ebbezeit war das Wasser diesmal kaum abgefallen. In dieser Nacht ging niemand schlafen; alles lauschte, ob nicht irgendein Ton die Rückkehr der Fischer ankündigte. Alle Laternen am Hafen glühten rötlich im Nebel; es war nicht dunkel und nicht hell. Und immer häufiger und immer heftiger brach der plötzliche Lärm einer unsichtbaren Dünung um das Ufer herum los. Dann winkte das Postschiff jedesmal beschwörend mit seinen Masten, und seine Ankerlaterne zuckte und klapperte. Juch-es-brennt aber, der sonst alles, was in der Luft und auf dem Wasser vor sich ging, wie eine Veränderung in seinem eigenen Körper mitmachte. Juch-es-brennt hatte Schluß gemacht. Der Junge röchelte in einer bleischweren Ruhe, in der man sich wegschläft von einer Art Dasein, die man satt hat, in eine neue, mit der es einem nicht eilt. Juch war unsagbar weit weg.

Er träumte jetzt wilde Dinge von Kämpfen, die seine Urväter in diesem Fjord leibhaftig durchgefochten

hatten und von denen eine aufregende Erinnerung jetzt stoßweise in seinem Blute heranwogte. Hei, wie das rumpelte und krachte und schrie und Befehle rief aus reiner Lust am Brüllen! Hart klatschten immer wieder schwere Hiebe auf Wikingerleiber. Der Junge wußte in seinem dumpfen Loch nicht, daß es hinter seinen Plankenwänden im trüben Nebeldämmer der Sommernacht draußen im Hafen tatsächlich rumpelte und Befehle schrie. Dies aber aus ernstlicher Not. Die Flutströmung hatte gegen 10 Uhr bei immer noch andauernder Windstille eine ganz unerhörte Dünung bis hinten in den Fjord hereingetragen, und das Wasser stieg vom ersten Augenblick an beängstigend. Das war das Rumpeln und Krachen. Das Geschrei aber entstand, als sie anfangen mußten, das Postschiff vom Bollwerk abzuhalten. Seine dunkle Masse schwankte schon hoch über dem Rand hin und her, und mit dem Mast und einer lose geschlingerten Gaffel schien das Ding gespenstig drohend nach dem ersten Fischerhaus im Hafen zu winken. Und die Wogen klatschten so hart und schwer übers Ufer, als wöge das Wasser plötzlich wie Blei.

Und immer noch wußte man nichts von den Fischern. Wenn das Klatschen und Poltern nachließ, konnte man hoch in den Lüften im Nirgendwo schon das feine Zischen der ersten Windstöße hören, die sich böse tastend an der Riesenwand hinzogen. Wenn die Fischer nicht toll geworden waren, mußten sie diesen Wind benutzen — sofern sie überhaupt noch in der Lage waren, einen Wind benutzen zu können. Die Alten erzählten bedrohliche Erinnerungen vom Leckschlingern im Seegang ohne Wind, während die Weiber nach etwas Tröstlichem horchten. Das Postschiff schien wie ein See-

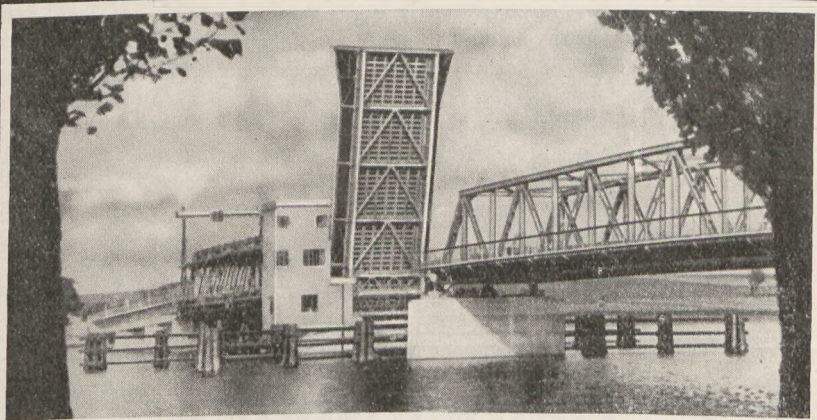
I. GOLLNOW

& SOHN
STAHLBAU

FABRIKHALLEN
KRANBAHNEN
STAHLSCHELETTBAUTEN



FESTE BRÜCKEN
BEWEGL. BRÜCKEN



Strassenbrücke über die Peene in Wolgast

STETTIN

gespenst, dem das Wasser unheimlich geworden ist, in rätselhafter Angst direkt zwischen die Häuser klettern zu wollen. Ein verstörtes Entsetzen tappte und klatschte und rumpelte im Hafen am Rand der Wassertiefe in der halben Finsternis umher. Die Flut wogte zur mittleren Zeit schon weit über dem höchsten gewöhnlichen Stand.

Aber Juch-es=brennt in dem Kajütenloch der „Siegerin“ lag in seinem Schlaf und Traum wie zwischen bleierne Platten gepreßt. Juch träumte jetzt, daß er durch all den Aufruhr der Wikingerschlacht plötzlich selber zu Schiff wiegend dahinzog, Wogen auf und Wogen ab, einem zweiten Lärm entgegen, der aus der Ferne aufgestanden war, dem brüllenden Rufen und den klatschenden Ruderschlägen einer zweiten Flotte kühn entgegen. — Und das war zu der Zeit, als die ungeheuerlich steigende Flut die „Siegerin“ nur zweimal umspült und dann mit der dritten Woge plötzlich aufgehoben und aufs tiefe Wasser hinausgeführt hatte. Auch darauf hatte niemand im Hafen achten können. Denn im Splittern und Krachen des Vollwerks, das mit dem Postschiff zusammen gehoben und von der Flut gegen die ersten Häuser geschoben wurde, war plötzlich vom Fjord draußen her das Nebelhorngedrüll der Fischer fern und dünn hörbar geworden. Ja, die Teufelskerle waren gerade noch hereingekommen, und das Geschrei im Hafen über die unheimliche Flut bekam jetzt einen jauchzenden Ton. Das war das Nordland, so eine Nacht! Und wenn ein paar Häuser zuschanden gingen und das Postschiff mit dem Bugspriet jählings in das Ladenfenster des Händlers fuhr, das war Nordland-hafenmanier! Das nahm man nicht so genau! Aber die Männer und Brüder und Liebsten waren warm und lebendig wieder da; da draußen ankerten sie. Jawohl, sie waren noch einmal wieder da! Uebrigens hatten die Leute hier das Postschiff auch freigemacht, nachdem sie sich an diesen Nordlandsnachtsbetrieb gewöhnt hatten. Die Bemannung hatte einen Augenblick in dem tollen Hin- und Herfluten benutzt, um beide Anker in den tiefen Teil des Hafens wegzuschmeißen, daß es Rost und Funken aus den Kettenklüfen jagte. Da ritt nun auch das Postschiff mit dem Gesicht nach der Seite der Dunkelheit hin, wo der Fjord sich öffnete und man die Fischer ferne und dünn tuten hören konnte, als hätten sie wunder was an Lunge noch auszugeben. Ein wilder Spaß war jetzt alles.

Ganz hinten aber, wo die Fischerflotte im Windschutz warten mußte, bis es Tag wurde und man in diesen tollgewordenen Hafen einlaufen konnte, da sahen die Leute in der halben Finsternis plötzlich ein Boot, das niemand kannte, vom Hafen her auftauchen und auf sie zutorkeln und treiben. In der Dünung führte es Bewegungen aus, als würde es von des Klabaufmanns Tanzmeister gelenkt. Als es die Fischerflotte sah, schwenkte das seltsame Fahrzeug erst geziert wie ein Konfirmantenmädchen zur Seite. Aber es schien von da hinten aus in dem Dämmerlicht schlecht sehen zu können; denn es kam sofort wieder und wie! Es

wich gerade im letzten Moment erst höflich zur Seite, als es Halvorsens „Kormoran“ schon in die grüne Flanke geschossen kam, und dabei erkannten die Schimpfenden Fischer die „Siegerin“. Nun ging ein allgemeines Gebrüll los, aber es schien niemand an Bord der Amerikanerin zu sein. Die Fischer versuchten, das treibende Boot mit den Haken zu fassen. Aber als wenn die stumme Erscheinung von unten her am Kiel herumgelenkt würde, so geschickte wich sie aus. Von dieser Bemühung kam der Lärm, den sie im Hafen hörten, als der Tag anbrach.

Und dann kroch Juch-es=brennt verschlafen aus der Deckluke und stierte in der Dämmerung des Frühnebels auf winkende und schwankende Masten, auf Bootsrümpfe, die sich abwechselnd um sein Schiff in einem tollen Tanz erhoben und niedertauchten, und in Gesichter mit lachenden Augen und aufgerissenen Mündern, deren Gebrüll in dem Klatschen der Wogen und in dem Poltern von Holz auf Holz seltsam dünn scholl. Ein ungeheurer Nordlandsjubel begrüßte den Jungen, der da plötzlich mit seiner „Siegerin“ flott war, ja mehr als flott, hochflott, überflott! Jawohl, auf der Stelle sekrank wurde der Teufelsjunge zunächst einmal in diesem Gelchaukel und allem, was ihn überfiel.

Aber Juch machte es rasch und vollständig ab, und dann kriegte er die „Siegerin“ auch glücklich mitten in der Fischerflotte zu Anker. Nun ja, er war flott. Juch fand nichts unheimlich an dieser Sache, so strahlend war er erfüllt von einem unbändigen Stolz auf sein schönes Schiff. Wackrer alter Meister — Juch war rettungslos verblendet. Ja, jetzt wollte Juch-es=brennt doch noch am letzten Sonntag, der jetzt angebrochen war, mit der Brita segeln. Der Tag machte sich freilich nicht gerade so, als wenn man weit hinaus kommen könnte.

Am Vormittag aber kam der richtige, frische Südwest auf, es wurde wärmer, und der Nebel verflüchtigte sich. Jetzt sah man an Fjellandschaft und Wolkenhimmel, daß der Wind nach der langen Stille gründlich losgehen würde. Das Wasser fiel zunächst aber wieder richtig ab, und die Fischer segelten am späten Vormittag mit der Flut in den Hafen. Die merkwürdige Sache mit der „Siegerin“ wurde viel besprochen, obwohl diese Nacht auch sonst genug an Ereignissen gebracht hatte. Es war bei der Sturmgefahr natürlich nicht daran zu denken, daß die Leute von den fünf Höfen heute die Kirchfahrt wagen würden, aber der verblendete Juch vertraute wie im Schnapsrausch auf Sabber-Pars, der wohl seinerseits die Seele eines Ertrunkenen an die Arbeit herangekriegt hatte. Man spürte, daß hier eine Geschichte aus sich selber heraus im Gange war.

Wichtig erfuhr man in den ersten Nachmittagsstunden, daß eine Frau von den fünf Höfen den Feldsteig über die Eisleiter herunterkletterte und Zeichen gäbe. Als sie näher kam, erkannte man eine Magd des Vollmond-Pars. Sie brachte die Nachricht, daß Brita sich zu Mittag mit der „Leuchfeuer“ heimlich davongemacht habe. Hurra für Segel-Brita!

(Fortsetzung folgt)



Hedwigshütte

Kohlen- und Kokswerke A.G. Stettin

Sammelnummern 25151 und 25351

Brennstoffe aller Art

für Hausbrand
Handel
Industrie
Landwirtschaft

Gießereikohlenstaub
Bunkerkohlen

BLICK IN DEN OSTEN

Warschauer Kongresse

Im August fanden in Warschau zwei Kongresse statt, die einer Beachtung deutscherseits wert sind. Anfang des Monats tagten in Warschau die Auslandspolen und schlossen ihre mehrtägigen Beratungen mit der Gründung eines Weltbundes der Polen. Es wurde vor allem über das Verhältnis der auslandspolnischen Volksgruppen zum polnischen Heimatlande und insbesondere zu dem dort herrschenden politischen System verhandelt. Es kam das Interesse der polnischen Regierung zum Ausdruck, das Auslandspolentum mit dem Geist des Pilsudski-Regimes zu durchdringen.

Als Zeichen des polnischen Machtwillens wurde für die Tagungsteilnehmer eine große Truppenparade veranstaltet, die zugleich die Feier des Tages der 20. Wiederkehr des Ausmarsches der polnischen Legionen darstellte. Auf dem Kongress waren polnische Volksgruppen aus 27 Staaten vertreten. Nach polnischen Angaben sollen etwa 3000 Polen aus Deutschland an der Tagung teilgenommen haben. Sehr zahlreich waren auch die Danziger Polen vertreten, die sich jedoch nicht zu den „Auslandspolen“ rechnen. Die Anrede auf der Tagung lautete bemerkenswerterweise: „Polen aus dem Ausland und Danzig!“

Die Tagung schloß mit der Annahme eines „Appells an alle Völker der Welt“. Dieser wendet sich an alle Staaten, mit der Aufforderung, in allen Ländern jedem Bürger, ohne Rücksicht auf seine Nationalität die volle tatsächliche bürgerliche Gleichberechtigung und die volle Freiheit unbehinderter Entwicklung aller Kulturwerte seines Volkstums zu gewähren!

*

Am 23. August wurde die Internationale Geographen-Tagung in Warschau durch den Vorsitzenden der Internationalen Geographen-Vereinigung Bowman eröffnet. Für Polen sprach Unterrichtsminister Jendzejewicz und Prof. Romer. Die Zahl der Teilnehmer reicht an die Zahl der im Jahre 1931 in London abgehaltenen Tagung heran und dürfte 600 erreichen. Verhandlungssprachen sind französisch, deutsch, englisch, italienisch und spanisch. Die Tagesordnung ist sehr reichhaltig. Ein Tag ist ausschließlich polnischen Fragen gewidmet, an diesem Tage wird auch ein Referat in polnischer Sprache gehalten werden. Das Referat des sowjetrussischen Professors Schmidt über seine Arktisforschungen wird verlesen werden, da er wegen Erkrankung nicht nach Warschau kommen konnte. Ein Teil der Tagungsteilnehmer hat bereits verschiedene Reisen durch Polen unternommen, eine andere Gruppe wird nach der Tagung Polen auf Studienreisen kennen lernen.

Die sieben Todsünden Frankreichs gegen Polen

Die polnische Presse wiederholt ausführlich den Inhalt eines Artikels im Londoner „News Chronicle“, in dem Frankreich die „sieben Todsünden“ vorgehalten werden, die Frankreich gegenüber begangen habe: zuerst wird das Vo-es-Polen-Abkommen genannt, das Polen unberücksichtigt ließ, dann der Viererpakt, der ebenfalls gegen Polen abgeschlossen worden sei, weiter das französische Entgegenkommen in der Frage der deutschen Gleichberechtigung, das Polen ins Hintertreffen gebracht habe. Es folgen die Verschlechterung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Polen, die Vorenthaltung französischen Kapitals für die polnischen Interessen bzw. die Behandlung Polens durch das französische Kapital „als Kolonie“, der Fall Zyrardow und schließlich die Ausweisung der polnischen Bergarbeiter aus Frankreich.

Roman Dmowski 70 Jahre

Vor kurzem vollendete Roman Dmowski, der politische und persönliche Gegenspieler Pilsudskis das 70. Lebensjahr. Dmowski ist der Mann, der sich nach Kriegsende rühmte, der wirkliche Verfasser des Versailler Vertrages zu sein. Er war Russophil und ein glühender Deutschhasser. 1918 verlangte er für Polen außer Posen und Westpreußen Danzig und Oberschlesien. Ostpreußen sollte in eine selbständige „Republik Königsberg“ umgestaltet werden. Litauen und die Ukraine sollten als autonome Gebiete der polnischen Herrschaft unterstellt werden. Dmowski war unstaatsmännisch wie der Klaviervirtuose und Politiker Paderewski und scheiterte an seinem eigenen überspannten Machtwillen. Heute lebt er politisch zurückgezogen. Pilsudski hat das Heft fest in der Hand und die Ära Dmowski, die von 1914 bis 1920 die osteuropäische Geschichte machen durfte, ist überwunden.

Die evangelische Kirche im Memelgebiet bedroht

Wie mit Bestimmtheit verlautet, plant der Gouverneur des Memelgebietes Eingriffe in die evangelische Kirche des Memelgebietes. Diese Kirche, die organisch mit der Kirche Ostpreußens verwachsen ist, soll jetzt mit der evangelischen Kirche Großlitauens vereinigt werden. Verschiedene litauische Stellen sind bereits damit befaßt, in beschleunigtem Verfahren einen entsprechenden Gesetzesentwurf fertigzustellen. Es ist abzuwarten, wie sich das Vorgehen der Litauer gegen die geschlossene Kirche des Memelgebietes angesichts der großen Verworrenheit und Zerrissenheit, die in der evangelischen Kirche Großlitauens herrscht, abspielen wird. Auf einer Kirchenversammlung der evangelischen Litauer in der Gemeinde Batakiai kam es dieser Tage sogar zu einer Schlägerei, so daß der Vertreter des Konsistoriums seinen Vortrag unterbrechen mußte. Die Schlägerei ist auf die Unzufriedenheit, die wegen der ungesetzlichen Maßnahmen des litauischen Konsistoriums auch unter der Mehrheit der Litauer herrscht, zurückzuführen. Bekanntlich arbeitet das Konsistorium auf die Schwächung der autonomen Rechte der Kirchengemeinden hin, was sowohl unter den Litauern als auch unter den Deutschen Widerstand hervorruft. Zu Zusammenstößen ist es auch in der Gemeinde Georgenburg gekommen, die schon seit längerer Zeit gegen die zwangsweise Amtsenthebung ihres Geistlichen kämpft. Nach der Ausweisung ihres Geistlichen hatten die Gemeindeglieder der Kirche geschlossen und niemand den Eintritt gestattet. Vor kurzem hat ein Vertreter des litauischen Konsistoriums die Kirchentür erbrechen lassen. Die Gemeinde ließ sich dadurch aber nicht einschüchtern. Einige Schlossermeister brachten während der darauffolgenden Nacht ein riesengroßes Schloß und Ketten zur Abschließung der Kirche an. Die am nächsten Sonntag erschienenen Vertreter des Konsistoriums wurden von der empörten Gemeindeversammlung mit Geschrei durch die Straßen und zuletzt aus der Stadt getrieben. Sogar die Polizei mußte sich zurückziehen.

Dogrom in Litauen

In Kurschany ist es zu einer jüdenfeindlichen Kundgebung gekommen, die den Ausschreitungen in Schaulen ähnlich ist. Ein Trupp jugendlicher Litauer ging gegen das dortige Gemeindefaßhaus der Zionisten vor und warf mit Steinen die Fenster dieses Gebäudes ein. Der Umfang der Kundgebung ist daraus ersichtlich, daß die örtlichen Behörden polizeiliche Hilfe aus dem über 20 Kilometer entfernten Schaulen anforderten. Nähere Einzelheiten liegen noch nicht vor. Der litauische Innenminister hat inzwischen angeordnet, daß gegen alle Ruhestörer, welcher Seite sie auch angehören, aufs strengste vorgegangen wird. Die Feindschaft gegen die Juden soll zum Teil auf das herausfordernde Verhalten der jüdischen Jugendorganisation zurückzuführen sein. Die Empörung im ganzen Lande ist groß. Er.

BUCHBESPRECHUNGEN

Deutsche Siedlung im Osten

J. A. Cornelsen vermittelt dem Leser einen guten Einblick in die Problematik deutscher Ostsiedlung. Nach kurzem geschichtlichen Rückblick auf die mittelalterliche Kolonisation und die Siedlung Friedrichs des Großen schildert er eindringlich die Siedlungspolitik der Gegenwart. Die Tätigkeit der Ansiedlungskommission in Posen und Westpreußen ist durch die Abtrennung der Ostlande im Versailleser Diktat zunichte gemacht worden. Das Weimarer System hat wie überall, so auch in der Siedlung kläglich versagt. Wie nötig aber die Wiederauffüllung der Ostprovinzen mit gutem deutschen Blut ist, zeigt der Verfasser an den drängenden Problemen „Raum ohne Volk“, „Nation ohne Jugend“, „West-Ost-Rückwanderung“, „Stadt-Land“ u. a. Erst das Dritte Reich fördert die Ostsiedlung mit der Großzügigkeit und Planmäßigkeit, die ihr wegen ihrer großen nationalpolitischen Bedeutung zukommt. — Verlag Julius Balf, Langensalza. mo.

Das ewige Reich (Die Deutschen). Bd. II. Die geistigen Kräfte

Von Moeller van den Bruck. Herausgegeben von Hans Schwarz. — Verlag von W. S. Korn, Breslau. Leinen RM 7,—, kart. RM. 5,50.

Als Moeller van den Bruck vor dem Kriege sein monumentales Geschichtswerk „Die Deutschen“ veröffentlichte, widmete er es der deutschen Jugend. Die Zeitläufte haben eine straffere Zusammenfassung des Werkes, dessen Bedeutung immer stärker geworden ist, nötig gemacht. Hans Schwarz hat sie mit nun schon traditioneller Behutsamkeit und Sorgfalt vorgenommen. Wir möchten dieser Neuauflage im Sinne des verewigten Geschichtsforschers wünschen, daß sie der deutschen Jugend eine Offenbarung der geschichtlichen Ströme ihrer völkischen Vergangenheit werden möge! — Im ersten Band wurden an den größten politischen Gestalten unserer Geschichte unsere „politischen Kräfte“ dargestellt. Der nunmehr erschienene zweite Band führt uns an die „geistigen Kräfte“ heran, die immer wieder in schöpferischen Persönlichkeiten aus dem deutschen Volkstoden emporgestiegen sind. „Verirrte, führende, verschwärmte und entscheidende Deutsche“ nennt sie Moeller van den Bruck. In glänzend stilisierten Bildern ziehen Günther, Venz und Grabbe, Luther, Schiller und Nietzsche, Eckehard, Paracelsus, Böhme und Novalis, endlich als „entscheidende Deutsche“ Lessing, Kant, Fichte und Nietzsche an uns vorüber. Moeller faßt sie nicht als Einzelpersönlichkeiten, sondern sieht sich in ihnen das geistige Schicksal der Nation vollziehen. Das „Ewige Reich“ ist eine Gesellschaftsschau größten Ausmaßes, die schürfend und erhebend in die letzten Tiefen deutschen Werdens eindringt. mo.

Deutsche Volkskunde als Lebenswissenschaft vom deutschen Volkstum

Von Adolf Spamer, Teubner, Leipzig und Berlin. Sonderausgabe aus Hoffstaetter-Schnabel: Grundzüge der Deutschenkunde, Preis kart. 1,50 RM.

Eine ausgezeichnete Arbeit, ein Überblick über die Hauptgebiete der Volkskunde. Zunächst wird die Geschichte der Volkskunde behandelt, die Stellung Niehls, Rousseaus, Herders und Justus Mörsers erläutert, ferner die Romantik und die Gebrüder Grimm und ihre Bedeutung für die Volkskunde geklärt. In weiteren Kapiteln wird über die Volkskunde im 20. Jahrhundert und Weg und Umfang der volkskundlichen Arbeit gesprochen. Wir werden bekannt gemacht mit Zauberpruch und Beschwörung, mit Zauberhandlung, mit Volksfeste und Brauch, mit Gebildbrot und Trachten, mit Sage, Märchen, Volksrätsel, Volkswitz, Sprichwort, mit dem Volksschauspiel, Volkslied, Volkskunst

und Sprache. In einem Schlußkapitel geht der Verfasser auf die Bedeutung der volkskundlichen Arbeit grundsätzlich ein. Ein Schriftennachweis beschließt das Heft. Wir vermissen an dieser Gesamtschau im Umriss nur das eine, daß wenig oder gar nicht auf die politische Sendung der Volkskunde eingegangen wird. Dr. Vorhers.

Die altgermanische Religion und das Christentum

Die kleine Schrift von Gottfried Spanuth, die eine recht gute Auswahl aus den Quellen über den altgermanischen Götterglauben bietet, ist in einer Zeit der Neubefinnung auf die sittliche und kulturelle Höhe unserer Ahnen sehr zu begrüßen. Vornehmlich für den Schulgebrauch bestimmt, stellt sie die Hinweise auf die Religion unserer Vorfahren zusammen, die in Runeninschriften und bei den römischen Schriftstellern, in der Edda und bei den mittelalterlichen Chronisten vorkommen. Auch außerhalb der Schule dürfte das Heft manchen Leser finden. Erschienen im Verlag Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen. mo.

Deutsche Volksstrachten

Von Oswald U. Erich, Leipzig, Bibliographisches Institut, 90 Pf.

Bücher, die nicht für einen kleinen Kreis geschrieben, sondern sich an alle Schichten unseres Volkes wenden, müssen mehr denn je formal wie inhaltlich hohen Anforderungen genügen. Von dem Büchlein Oswald U. Erichs ist leider zu sagen, daß es seiner Aufgabe nicht gerecht wird. Trachtengebiete wirbeln bunt durcheinander: Mönchgut steht neben Bierlande, Weizacker neben Sachsen-Altenburg und Oberlausitz, das Riesengebirge neben dem Mindener Land, alles ist willkürlich nebeneinander gereiht. Was Pommern angeht, so können wir nur sagen, daß wir den Forschungsdilettantismus Erichs ablehnen. Es wird hier von den letzten Resten altpreussischer Tracht, von den wendischen Frauenröcken des Weizackers, von polnischen Einflüssen usw. geschrieben. Ein Satz wie: „Im Mönchguter Volkstanz (Schüttelbüch) wird das rhythmische Schütteln der weiten Büchsen von Gesang begleitet“, wirkt geradezu komisch. Das Buch können wir in Pommern nicht empfehlen. Dr. Vorhers.

Der Unfriede von Versailles

Eine ausgezeichnete Kampf- und Aufklärungsschrift, die weder in den Schul- und Volksbüchereien noch in der politischen Schulungsarbeit der nationalsozialistischen Verbände fehlen sollte. (J. F. Lehmanns Verlag, München, 1934.) Erstmals wird der großdeutsche Standpunkt der Behandlung des Versailleser Diktats zugrunde gelegt. Knapp und doch erschöpfend stellt der Verfasser die ungeheuren Belastungen heraus, die durch den Schandfrieden dem deutschen Volke auferlegt worden sind und die es stündlich zu vernichten drohen. Welch eine Rechtsbeugung ist das endgültige Diktat vom 28. Juni 1919 gegenüber den Wilsonschen Punkten, die die Feindmächte als bindende Verhandlungsgrundlage erklärt haben, worauf Deutschland gutgläubig einging! Der billige Preis (40 Pf., 30 Stück je 35 Pf., 100 Stück je 30 Pf.) macht jedem Volksgenossen, dem es um den Wiederaufstieg seines Vaterlandes geht, die Anschaffung des Heftes möglich. mo.

Othmar Spann: Kämpfende Wissenschaft

Gesammelte Abhandlungen zur Volkswirtschaftslehre, Gesellschaftslehre und Philosophie. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1934. Preis brosch. 8,—, geb. 9,50 RM.

Der Wert des vorliegenden Buches liegt in der Zusammenfassung aller Gegenwartsfragen der Wissenschaft, die auch im Wirtschafts- und Gesellschaftsleben unserer Zeit ihren praktischen Niederschlag finden und zum Teil noch heiß

umstritten sind. Das gilt besonders von den Ausführungen über den ständischen Gedanken, über die Krise der Sozialpolitik und über die Frage „Selbstversorgung oder Weltwirtschaft“.

Spann ist Lehrer an der Wiener Universität, und vieles, was im Österreich von heute noch umstritten ist, ist bei uns bereits praktisch in Angriff genommen. Die Lektüre seines neuesten Werkes zwingt uns, auf die geistesgeschichtlichen Ursprünge besonders der aktuellen Fragen zurückzugehen und ist schon allein aus diesem Grunde fruchtbar: Gleichgültig, ob man positiv oder negativ zu Spanns Ausführungen Stellung nimmt. Er.

Die Revolution Adolf Hitlers

Die Untersuchung von Konrad Steinbrink ist der wohlgelungene Versuch, die rechtlichen Grundlagen und den legalen Weg der nationalsozialistischen Revolution festzulegen. Seine Darstellung umfaßt die Ereignisse von der Vorgeschichte der Betrauung Adolf Hitlers mit der Reichskanzlerschaft am 30. Januar bis zu den Auswirkungen des Ermächtigungsgesetzes vom 23. März 1933. Im Wesentlichen stützen sich seine Ausführungen auf die Aussprüche der nationalsozialistischen Führer und die Formulierungen unserer bedeutendsten Staatsrechtler. Eine spätere Gesellschaftsbeschreibung wird Steinbrink für seine knappe, aber in ihren Ergebnissen zutreffende Arbeit dankbar sein. — Carl Haymanns Verlag, Berlin. mo.

Kranz des Lebens

Will Vesper schenkt uns mit seinem Buche „Kranz des Lebens“ die lyrische Ernte seines Lebens: Gedichte, wie wir sie heute wieder lesen wollen in ihrer Unmittelbarkeit des Empfindens, in ihrer Klarheit und Einfachheit in der sprachlichen Form. Sie sind entworfen der Heimat und ihrer Seele, der Liebe und dem trotzigen Bekenntnis zum Vaterland in guten und bösen Zeiten.

Wie Himmelsstimmen klingt es in den Versen, wenn sie vom Sinn des Lebens singen, von der Liebe zwischen Mann und Weib, von dem heiligen Wunder der Menschwerdung und von Mutter und Kind. Stärker und wuchtiger aber werden die Melodien, wenn sie das Vaterland besingen, wenn Sorge und Trauer und Kampf ihr Inhalt ist. So rein und ungezwungen sind die Gedichte, daß sie gleich Volksliedern auf uns wirken — daß sie zutiefst zum Herzen und zum Wesen des deutschen Menschen sprechen. Unser Schrifttum müßte reicher an solchen Büchern sein.

Das Buch ist erschienen im Verlag Albert Vangen — Georg Müller, München. Preis in Leinen geb. 5,50 RM. er.

Erlebte Lieder

„Im Alter für das neue Deutschland gesammelt und ergänzt“, so lautet der Untertitel des herrlichen Gedichtbandes von Karl von Mantuffel-Raschdangen

(Verlag J. F. Lehmann, München, Preis 5,— RM). Mantuffels Leben ist steter Kampf gewesen. Er war baltischer Großgrundbesitzer und umsichtiger Kolonist dort, wurde bei Kriegsausbruch von den Russen nach Sibirien verbannt, flüchtete nach drei Jahren, bei Ausbruch der russischen Revolution, über Finnland und Schweden nach Deutschland, ging dann zur Westfront und beteiligte sich schließlich nach dem Zusammenbruch an den Kämpfen im Baltikum. Aus diesem reichen Erleben sind seine Lieder geschöpft — Lieder, die in klaren und einfachen Worten zum deutschen Herzen sprechen — Lieder über Gott und die Menschen, über Heimat und Ferne, von Kämpfen, Siegen und Leiden seines großen Volkes — Lieder voller Liebe und Hoffnung. Sie sind ein leidenschaftliches Bekenntnis, in dem sich das Innenleben eines tiefempfindenden Deutschen widerspiegelt. Das Buch sollte von vielen gelesen werden. er.

Schiffer im Strom

Wir glauben uns recht zu erinnern, daß die Beziehungen Erik Regers zu der volksfremden Literaturclique, die noch vor zwei Jahren die deutsche Dichtung zu repräsentieren behauptete, inzwischen aber zumeist ihr Betätigungsfeld ins Ausland verlegt hat, recht eng gewesen sind. Jedenfalls zeigt sein 1933 (im Ernst-Rowohlt-Verlag, Berlin) erschienener neuester Roman „Schiffer im Strom“ nicht, daß das weltgeschichtliche Geschehen dieses Jahres ihm Achtung vor einer großen, das ganze deutsche Volk einigenden Idee eingeflößt hätte. Es sei unumwunden zugegeben, daß Reger eine eindringliche Schilderungskraft besitzt, die allerdings nur zur Geltung kommt, wenn er die Landschaft und die Menschen seiner mittelhheinischen Heimat vor uns erstehen läßt. Jedes andere deutsche Volkstum aber wird durch seine spitze Feder verzerrt. Und wenn er die Ideale zerpfückt, für die sich seit 15 Jahren die besten deutschen Menschen mit Wort und Tat eingesetzt haben, erkennt man peinlich berührt die intellektualistische Art vergangener unseliger Zeiten. Unter diesen Umständen kann uns Regers unverkennbare Heimatliebe auch nur als ein Ausfluß des durch den Nationalsozialismus glücklich überwundenen Partikularismus erscheinen. Ins Dritte Reich paßt das Werk eines Regers nicht! mo.

Ritter der Luft

Mit diesem Buch setzt Rolf Marben einer Waffe ein Denkmal, die in geheimnisvoller Stille Opfer um Opfer brachte, und die es erreichte, daß Tausende von Soldaten und Geschützen von der Westfront fern- und in England festgehalten wurden: der deutschen Luftschifflotte. Vom Führer der Marine-Luftschiffahrt bis zum Monteur erzählen hier deutsche Soldaten ihre Erlebnisse auf Flügen über der Nordsee, über England und von der berühmten Afrikafahrt des L. 59. — Ein lezenswertes Buch, zumal gerade die Luftschifflotte des Krieges der Grundstein für die spätere Entwicklung des deutschen Zeppelinbaues ist. Das Buch erschien im Verlag Broschek & Co., Hamburg. tr.

Wenn Koks -

dann Stettiner Kammerkoks

Hoher Heizwert — druckfest — lagerbeständig leichtes Anheizen — gleichmäßiger Abbrand — der Feuerung angepaßte Korngröße ● Lieferung direkt durch uns oder zu gleich günstig. Preisen durch den Stettiner Kohlenhandel ● Heiztechnische Beratung durch Fachingenieure kostenlos

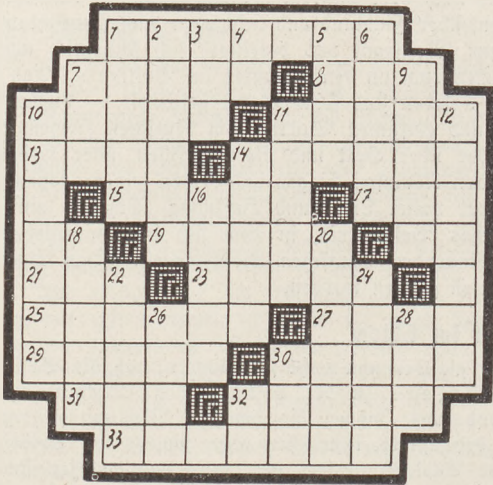
STÄDTISCHE WERKE A.-G.

STETTIN, FERNRUF 35441



RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Siehe Anmerkung, 7. dänische Ostseeinsel, 8. juristisches Beweismittel, 10. mehrfacher Schweizer Bundespräsident, 11. König der griechischen Sage, 13. Bezeichnung für Schlechtes, 14. Offizierschüler, 15. Bücherbrett, 17. französische Straßenbezeichnung, 19. Geldtrag, 21. Lebensende, 23. schäd. Bestandteil der Luft, 25. berühmte griechische Philosophenschule, 27. kleine Sundainsel, 29. schützende Schale, 30. römische Kalendertage, 31. Gewässer, 32. Fehlos, 33. Siehe Anmerkung.

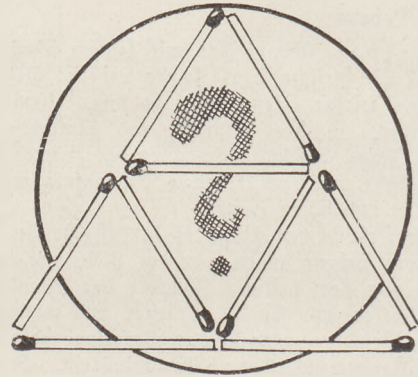
Senkrecht: 1. Haustier, 2. Gipfel der Rätischen Alpen, 3. Pelzumfang, 4. franz. Artikel, 5. häßliche Charaktereigenschaft, 6. Apfelwein, 7. handelsgebräuchliche Abkürzung, 9. Zeitangabe, 10. und 12. Siehe Anmerkung, 11. Mittelmeerinsel, 14. scharfe Ecke, 16. Handbewegung, 18. Nürnberger Zeichner und Maler (16. Jahrh.), 20. größte griechische Insel, 22. Sternbild im Schwan, 24. Name für die Hauptnegervölker, 26. Blutgefäß, 28. nautischer Ausdruck, 30. afrikanischer Strom.

Anmerkung: 1, 33 (Waagerecht), 10, 12 (Senkrecht) sind die Hauptstädte von 4 preussischen Provinzen (ii ist ein Buchstabe).

Bilderrätsel



Streichholzaufgabe



Aus 9 Hölzern sind 4 Dreiecke gebildet. Lege 2 Hölzer um, so daß 3 Dreiecke entstehen.

Zuslösung der Rätsel aus dem August-Fest.

M	I	C	H	A	E	L	I	S
U	■	E	■	R	■	A	■	O
T	A	N	K	■	A	M	E	N
I	■	T	R	A	U	M	■	N
E	I	■	A	■	I	■	H	A
R	■	A	N	I	O	N	■	B
T	E	R	Z	■	R	O	S	E
A	■	N	■	I	■	R	■	N
G	R	O	E	N	L	A	N	D

Schlechtes Wetter
Lampenschirm.

Silberrätsel

1. Wasserstoff, 2. Esu, 3. Roswitha, 4. Zeiger, 5. Untertasse, 6. Ruderboot, 7. Enzian, 8. Rienzi, 9. Karen, 10. Telegramm, 11. Entenei, 12. Zimmet, 13. Eisenach, 14. Influenza, 15. Creptow, 16. Scherenschnitt, 17. Ludolf, 18. Antilope. Wer zur Erntezeit schläft, wacht im Winter auf.

Steckbrief

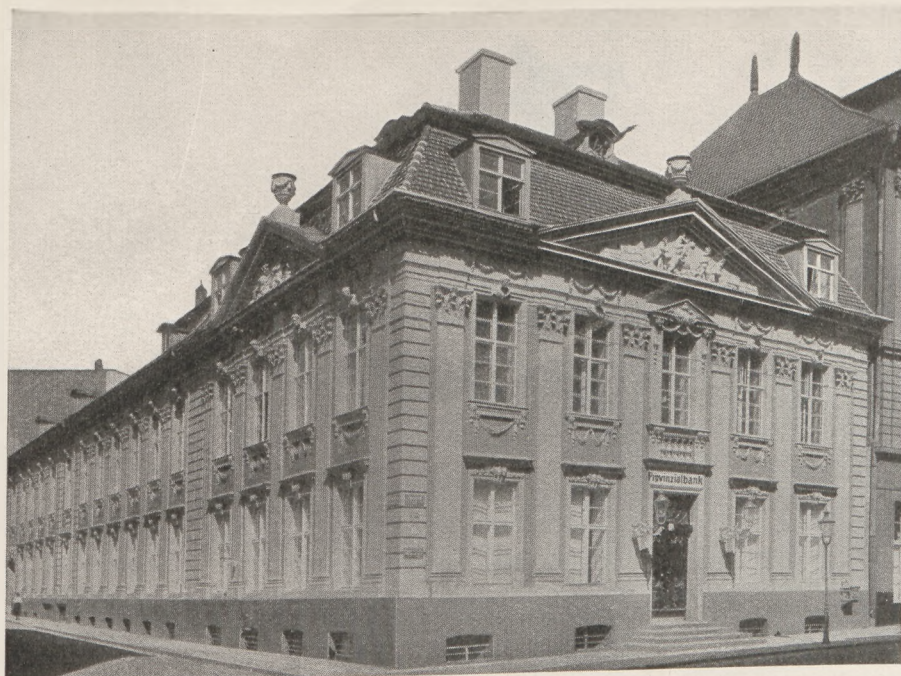
1. Damenschneider, 2. Ingenieur, 3. Elektromeister, 4. Bankdirektor. — Dieb.

Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11-12 Uhr - Verantwortlich für den Textteil: Hauptschriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode, sämtlich Stettin - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Rücksendung nur gegen Rückporto. DA. II. Vj. 10000.

Verwendet zum
Bauen und Düngen

ZARNGLAFFER KALK

Vereinigung Nordostdeutscher Kalk- und Mergelwerke G.m.b.H., Stettin, Postfach 99



Girozentrale
Landesbank

Hauptanstalt:
Stettin
Luisenstraße 13

Provinzialbank Pommern

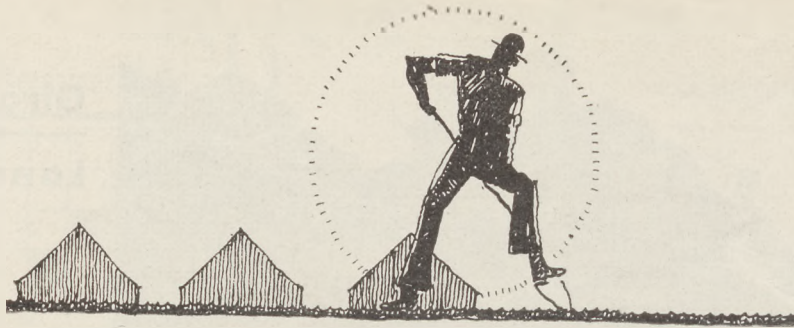
Zweiganstalten:

Stolp i. Pom.
Kaufmannswall 6

Stralsund
Alter Markt 4

Diskontierung von Warenwechselln
Ankauf von Steuergutscheinen
und Zinsvergütungsscheinen
Annahme und Verzinsung von
Kontokorrent- und Depositeneinlagen
Vermögens- und Depotverwaltung
An- und Verkauf von Wertpapieren
Ausstellung von Reisekreditbriefen (ROB)
nach allen Orten
Finanzierung von Eigenheim-Bauten durch die
„Öffentliche Pommersche Bausparkasse“

Gewährung von Krediten zur Arbeitsbeschaffung



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN STETTIN STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommerische Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.

PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin
Händelstraße 17

in Köslin
Danziger Straße 55

in Stralsund
Badenstraße 8

Die Städtische Handwerkerschule Stettin

(Kunstgewerbeschule) vermittelt als **Meisterschule des pommerischen Kunsthandwerks** geschmackliche, technische und künstlerische Weiterbildung auf handwerklicher Grundlage.

Unterstufe: Meisterschule. **Oberstufe:** Künstlerische Entwurfsklassen. **Abteilungen:** Tischlerei und Innenausbau - Steinbildhauerei, Bau- und Gefäßkeramik - Dekorationsmalerei - Gebrauchsgraphik u. Werbekunst - Textil und Mode (Handweberei, Damenschneiderei, Kostümentwurf). **Semesterbeginn** April und Oktober. Schülerheim!

Prospekt und Auskunft durch das Sekretariat, Grünhofer Marktplatz 3

In Pommern wohnt man am besten:

Stettin: Auguste-Viktoria-Hospiz
Grüne Schanze 6. Fernruf 30885

Bad Polzin: Kurhaus Johannisbad
Fernruf 63

Rummelsburg i. Pom.: Pommerscher Hof
Fernruf 279

ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

Opparda. Rh. Mainzer
Haushalt.-Pens. **Geschw. Müller**
ute Ausbildung, mäßige Preise

Buchführung beginnt am 4. Okt.
in Greifswald
Kaufmännische Privatschule

Musikseminar zu Stettin
Staatlich anerkannt

Vorbereitung für die staatl. Privat-Musiklehrerprüfung
Leitung: **Marg. Kuck, E. Schlichting**
Geschäftsstelle: Karlstraße 8 III

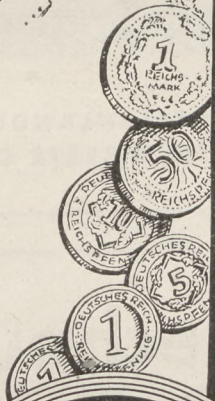
Daul-Gerhardt-Stift Diakonissenmutterhaus Berlin N 65
Müllerstr. 56-58

Kindergärtnerinnen- u. Hortnerinnenseminar mit staatl. Abschlussprüfung. Eintrittsbedingungen: Vollend. 17. Lebensjahr, Abschlusszeugnis einer Mittelschule oder eines Lyzeums, Nachweis hauswirtschaftlicher Kenntnisse. Aufnahme Ostern. Internat und Externat. Näheres im Prospekt.
Seminar-Vorkursus zur Vorbereitung auf die Mittelschulprüfung. Dauer 1 Jahr.
Haushaltungsschule, staatl. anerkannt, für junge Mädchen von 14 bis 18 Jahren. Aufnahme Ostern und Oktober. Lehrgang 1 Jahr. Näheres im Prospekt.
Haushaltspflegereinnenseminar mit staatl. Abschlussprüfung. Eintrittsbedingung: 20. Lebensjahr. Aufnahme Ostern. Lehrgang 1 Jahr. Näheres im Prospekt.
Halbjähr. hausw. Sonderlehrgang für Abiturientinnen. Näheres im Prospekt.

ALTHEIDE BAD
Töchterheim zur Linde

Erziehung i. S. unseres Führers
Herzlich frohes Familienleben
Kurgebrauch / Erholung
Prosp. durch Frau Dir. Weber

Ruhe, Erholung, sorgsamste
Pflege finden Sie in
Villa Bergfried
Blankenburg (Harz). Prosp.



Mit
Sparen
sicherst du
die Zukunft
deiner Familie!

Erkenne
deine Aufgabe!

Spare
bei der
Städtischen Sparkasse zu Stettin

P. Such

Landschaftliche Bank der Provinz Pommern

Anstalt
öffentlichen
Rechts

Zweig-Institut der Pommer-
schen Landschaft
Amtliche Hinterlegungsstelle
für Mündelvermögen



STETTIN

Paradeplatz Nr.40

Fernspr.-Sammel-Nr. 254 21
Postsch.-Kto. Stettin Nr. 1436

Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte

Führung von Banksparkonten

Vermietung von Schrankfächern unter eigenem
Verschluß des Mieters

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI

ROTATIONSDRUCK

STEIN- U. OFFSETDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



HESSENLANDDRUCKE

SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN

„Siehst du, die Rechnung geht auf“,

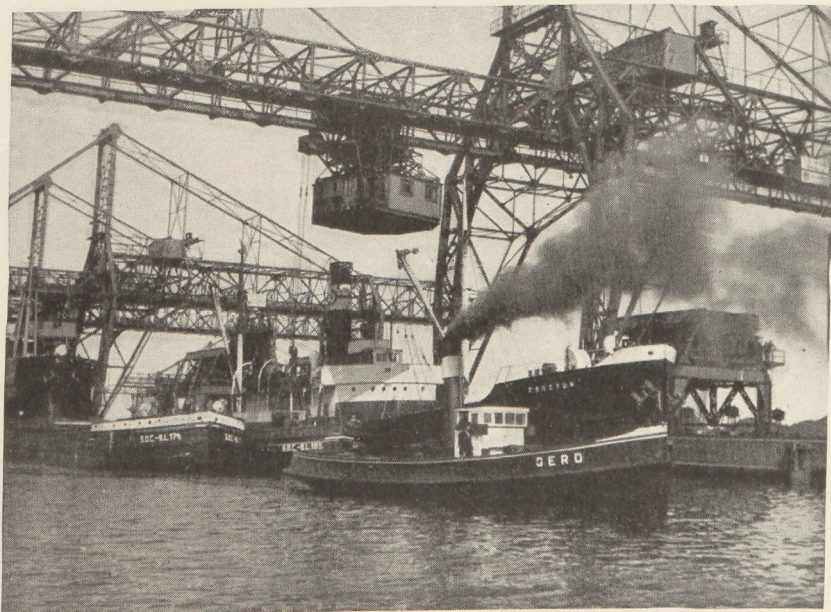
sagte Herr Klugmann zu seiner Frau. „Nach dem neuen Tarif für vollelektrische Haushalte“ — 7 Rpf. die Kilowattstunde für Licht — Radio — Kochen und alle übrigen Verwendungszwecke. Keine Zählergebühren und Sperrzeiten! Nur eine Grundgebühr nach Zahl und Größe der Zimmer — „ergeben sich für uns so hohe Einsparungen infolge des verbilligten Lichtstrombezuges, daß wir damit einen großen Teil der Anschaffungskosten für die elektrische Küche decken können.“ Auch Ihnen empfehlen wir, an Hand Ihrer bisherigen Stromrechnungen Vergleiche anzustellen, die Ihnen die Vorteile des neuen Tarifs für vollelektrische Haushalte klar vor Augen führen. Außerdem bietet sich Ihnen in unserem Mietsystem eine günstige Möglichkeit, ohne fühlbare Belastung in den Besitz einer elektrischen Küche zu gelangen.

Mit näheren Auskünften steht Ihnen die

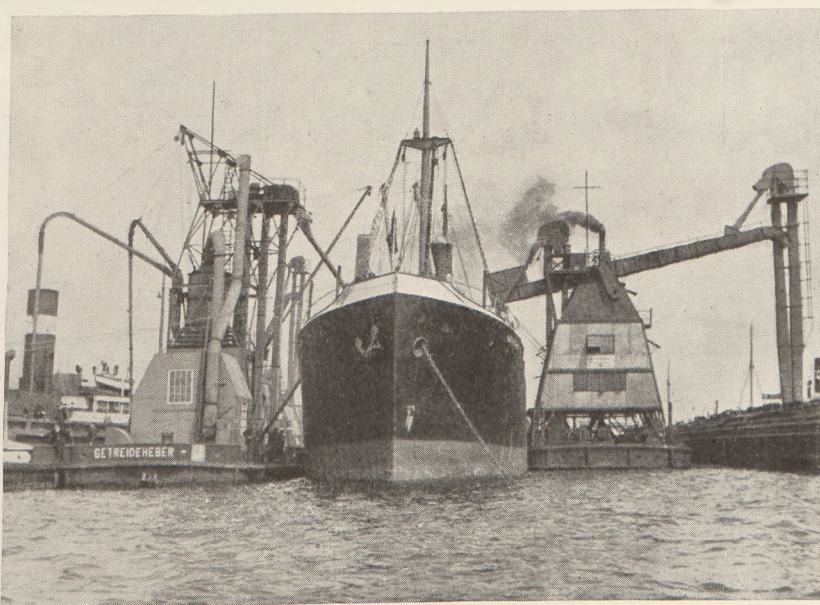
ELEKTROSCHAU, STETTIN

Schulzenstraße 21, Hof I, gern unverbindlich zur Verfügung.

15 t-Erzverladebrücken im Reiherwerderhafen

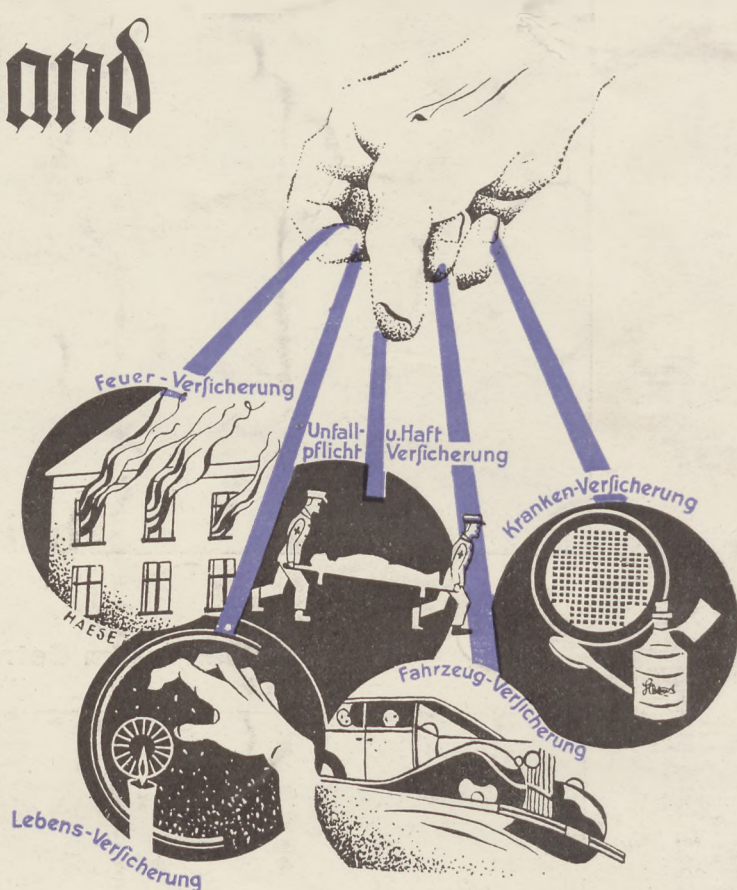


Umschlag von losem Getreide



Kaiverwaltung
Stettiner Hafengesellschaft
Stettin-Freibezirk

Alle Versicherungen in eine Hand



Vommerische Feuer-Sozietät Provinzial-Lebensversicherungs-Anstalt

Gemeinnützige Anstalten des öffentlichen Rechts,
behördlich verwaltet unter Haftung der Provinz

Feuer-, Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-,
Kraftfahrzeug- und Krankenversicherung

Zustünfte erteilen auch die
Kreisversicherungskommissare

Stettin, Pölitzer Straße 1 / Ruf 25441